

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Der Unheimliche von Dartmoor

von Jason Dark

Schweiz Fr 1,50



Der Unheimliche von Dartmoor

Gespenster Krimi Nr. 163

von Jason Dark

erschienen am 26.10.1976

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Der Unheimliche von Dartmoor

Ruckartig setzte sich Mary Wicker in ihrem Bett auf. Irgend etwas hatte sie geweckt. Ein Geräusch? Oder war es nur das Rauschen des Regens gewesen? Mit dem Handrücken wischte sich Mary den Schweiß von der Stirn. Es war unerträglich schwül im Zimmer. Die Frau warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt ihrer Armbanduhr. Eine Stunde vor Mitternacht, und Tom war noch nicht zu Hause.

Unruhe erfaßte die Frau. Ob im Zuchthaus etwas passiert war? Marys Herz klopfte rascher als gewöhnlich. Sie wollte in die Nachttischschublade greifen, um Tabletten zu holen – da fiel ihr Blick auf das Fenster. Außen glitten zwei gespreizte Hände an der Scheibe hoch…

»Verfluchtes Sauwetter!« schimpfte Tom Wicker und schüttelte sich das Wasser von seinem Gummiumhang. Dann hängte er den Regenschutz an den Garderobenhaken. Der nasse, aufgeweichte Hut folgte. Wickers Blick glitt nach unten. Die Hosenbeine seiner Uniform waren schwer vor Nässe.

»Mist, verdammter!« knurrte Wicker.

Clark Haskell grinste. »Vorgestern hast du noch über die Hitze geflucht, mein Lieber.«

»Aber solch ein Regen ist auch nicht das Wahre. Das gießt ja wie aus Kannen. Wenn es wenigstens ein feiner Landregen wäre. Aber so. Und überhaupt – wenn man arbeiten muß…«

Wicker nieste kräftig und ging dann mit schnellen Schritten zum Tresen.

Clark Haskell, der Wirt hatte schon einen Gin bereitgestellt. Wicker leerte das Glas mit einem Zug und stellte es dann wieder zurück auf die dicke Holzplatte des Tresens.

»Du bist spät dran«, meinte der Wirt. Er trat vor das große Bierfaß, hielt einen Glaskrug unter den Hahn und ließ ihn vollaufen.

Tom Wicker lachte freudlos. »Wenn du wüßtest. Heute ist schon wieder einer verschwunden.«

Der Wirt drehte den Hahn ab. Er hatte nicht aufgepaßt, der Schaum quoll über den Krugrand, Rasch stellte Haskell das Glas vor seinem Gast auf die Theke.

»Erzähl mal.«

Wicker hob die Schultern. »Was gibt es da groß zu erzählen? Wir machten heute abend unseren normalen Kontrollgang, prüften auch wie immer sämtliche Einzelzellen, und da war eine leer. Aber was erzähle ich dir, du kennst das Zuchthaus ja selbst.«

Wicker nahm einen Schluck, wischte sich dann den Schaum von den Lippen und stellte das halbleere Glas wieder ab. Sekundenlang schloß er die Augen. »Kinder, das tut gut. Als würde mir ein Englein aufs Herz pinkeln.«

Der Wirt lachte. »Den Humor scheinst du ja trotz allem nicht verloren zu haben.«

»Wieso auch? Ich bin doch nicht verantwortlich. Aber ich will dir eines sagen, Clark, der Alte kriegt schon Muffensausen. Es ist schließlich der dritte Gefangene, der auf unerklärliche Weise verschwunden ist. Es tauchen bereits die ersten Gerüchte auf.«

»Welche Gerüchte?«

»Angeblich haben finstere Mächte ihre Hände im Spiel.«

Der Wirt lachte, doch es klang gekünstelt.

»Ja, Clark, ich lache auch darüber. Aber die Gefangenen haben verdammt viel Zeit, und die Nächte sind lang. Da kommen so manchem schlimme Gedanken.« Wicker griff wieder nach seinem

Bierglas und leerte den Rest.

Tom Wicker war Aufseher im Zuchthaus Dartmoor. Über zehn Jahre tat er dort schon Dienst, im Schichtwechsel, das brachte wenigstens etwas mehr Geld.

Wicker war ein Gemütsmensch. Er konnte keiner Fliege etwas zuleide tun und war auch froh, wenn man ihn in Ruhe ließ. Für den Job eines Aufsehers war er denkbar ungeeignet, aber hier war es genauso wie in vielen anderen Gegenden. Wer wollte schon am Ende der Welt arbeiten? Und um Dartmoor herum gab es fast nur Sumpf und Wald.

Die nächste Ortschaft war fünf Meilen entfernt, dort wohnten fast ausschließlich die Angestellten des Zuchthauses. Wie auch Tom Wicker. Seit zehn Jahren war er verheiratet. Seiner Frau Mary hatte der Umzug in diese verlassene Gegend nichts ausgemacht. Sie kam selbst vom Land. Wicker war in Edinburgh aufgewachsen und heute noch stolz auf seine schottische Herkunft. Er war ein hagerer Typ mit kantigen Gesichtszügen und tiefliegenden Augen. Er hatte rotblondes Haar, das auch durch den besten Kamm nicht zu bändigen war. Seine Hände waren breit und mit Schwielen bedeckt. Man sah Wicker an, daß er zupacken konnte.

Clark Haskell beobachtete seinen Gast unter halb gesenkten Augenlidern hervor. Zwei Jahre war Haskell inzwischen schon Besitzer des DARTMOOR INN. Der Vorgänger war auf reichlich mysteriöse Art und Weise ums Leben gekommen. Er hatte sich erhängt. Nahe dem Zuchthaus, dort wo der tückische Sumpf begann.

Doch an den Selbstmord glaubten viele nicht. Man nahm eher an, daß es der Racheakt eines Häftlings gewesen war, aus welchen Motiven auch immer.

Haskell war ein finster aussehender Typ. Er hatte eine flache Stirn, kleine Augen und pechschwarze, ziemlich lange Haare. Mit seinen Händen konnte er einen kleinen Baumstamm umfassen, und die Armmuskeln drohten fast das karierte Hemd zu sprengen. Seine Lippen waren aufgeworfen, und die breite Nase machte ihn auch nicht gerade schöner.

Aus einem Päckchen klopfte Haskell eine Zigarette und bot Wicker auch eine an.

Der Gefängnisbeamte nahm das Stäbchen mit einem Kopfnicken Haskell gab Feuer.

»Und was macht ihr jetzt, Tom?« fragte er.

»Wie?«

»Ich meine mit den Ausbrechern – oder Verschwundenen.«

»Weiß ich doch nicht.« Wicker hustete, weil ihm Rauch in die Nase gestiegen war. »Das sind nicht meine Sorgen, habe ich dir doch schon mal gesagt. Aber wahrscheinlich werden sie wieder die Wachen verstärken. Das bedeutet Überstunden.«

»Und Geld«, fügte Haskell hinzu.

Wicker winkte ab. »Hör doch auf. Ich bin froh, wenn ich zu Hause sein kann. Außerdem habe ich ein Hobby.«

Haskell hob die Augenbrauen. »Hätte ich dir ja gar nicht zugetraut.«

Wicker grinste verschmitzt »Du wirst es kaum glauben, aber ich halte mir Schlangen.«

»Giftige?«

»Nee, da würde mir meine Alte aufs Dach steigen.« Wicker warf einen Blick auf die Uhr. »Teufel noch mal, jetzt muß ich aber verschwinden. Wieviel habe ich zu zahlen?«

»Zwei Bier.«

»Und der Gin?«

»Habe ich spendiert.«

»Man dankt, edler Sir«, sagte Wicker und grinste.

Er drückte die Zigarette aus, legte das Geld auf den Tresen, ging zu dem Garderobenständer und warf sich seine nasse Gummipelerine über die Schultern.

Dann setzte er sich die Mütze auf und schimpfte, weil ihm Wasser in den Nacken lief.

An der Tür drehte sich Wicker noch einmal um. Er rief einen Gute-Nacht-Gruß und ging nach draußen.

Es goß noch immer. Der warme Sommerregen hatte das Land förmlich zugedeckt. Der Himmel hatte sich bezogen. Kein Mond, geschweige denn ein Stern war zu sehen. Die Nacht war rabenschwarz Gleichmäßig rauschte der Regen und überströmte selbst die Geräusche aus dem nahegelegenen Sumpf, der mit dem Dartmoor Forest eine natürliche Einheit bildete.

Tom Wicker stieg auf sein Rad. Zum Dorf hinunter führte nur ein schmaler Pfad. Er war vom Regen aufgeweicht, und Wicker hatte Mühe, sein Fahrrad in der Spur zu halten.

Langsam fuhr er dem Dorf entgegen.

Es war wenige Minuten vor Mitternacht. Wicker dachte an seine Frau, die sich Sorgen machen würde. Er hoffte, so schnell wie möglich ins Bett zu kommen, ahnte allerdings nicht, daß er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden sollte…

***

Mary Wickers Haltung verkrampfte sich. Aus schockgeweiteten Augen starrte sie auf die Hände, die sich an der Scheibe immer höher schoben.

Jetzt waren schon die Arme zu sehen. Dicke Muskelstränge, die grünlich schimmerten.

Die Angst schnürte Mary Wickers Kehle zu. Sie war unfähig, einen Ton von sich zu geben. Anstatt das Licht anzuknipsen und um Hilfe zu

rufen, blieb sie sitzen.

Und dann tauchte ein Gesicht auf. Wie ein Ballon stand es vor dem Fenster Weiße Augapfel quollen aus der schrecklichen, grün leuchtenden Fratze. Mary Wicker konnte sogar die Äderchen darin erkennen. Ein breiter Mund war in das Gesicht wie mit einem Meißel eingehauen.

Die Lippen bestanden aus Hautfetzen.

Jetzt öffneten sie sich und gaben einen dunklen gierigen Schlund preis.

Der Unheimliche nahm seinen rechten Arm etwas zurück, dann krümmte er die Hand zur Klaue, und einen Atemzug später kratzten die Fingernägel über die Scheibe.

Das häßliche Geräusch erzeugte bei Mary Wicker kalte Angstschauer, die intervallweise über ihren Rücken liefen.

Die Frau begann zu zittern. Ihre Zähne klapperten aufeinander Ihre rechte Hand suchte die Nachttischlampe. Doch Mary Wicker war so nervös, daß sie die Lampe umstieß.

Sie rollte vom Nachttisch und polterte zu Boden.

Mary wollte sie aufheben, erstarrte aber mitten in der Bewegung.

Das Gesicht war verschwunden!

Mary Wicker wischte sich über die Augen, sah noch einmal zum Fenster Sie hatte sich nicht getäuscht.

Niemand stand mehr hinter der Scheibe. Nur noch der Regen trommelte gegen das kleine Fenster.

Schluchzend ließ sich Mary zurückfallen. Jetzt erst merkte sie, wie sehr sie zitterte. Das Herz schlug ihr bis zum Hals Der Körper war schweißverklebt. Um ihrem Hals schienen unsichtbare Fesseln zu liegen.

Mary Wicker dachte an ihre Tabletten. Sie hob die Nachttischlampe auf – zum Glück war der Stecker in der Dose geblieben – und schaltete sie ein.

Die Birne war nur schwach, erhellte soeben die Hälfte des Zimmers.

Mary Wicker stand auf. Sie traute sich nicht, an das Fenster zu gehen.

Der Schock steckte noch zu tief. Vielleicht hatte sie sich das auch alles nur eingebildet. Ich sollte nicht mehr so viele Krimis lesen, dachte sie.

Dann nahm sie die Tablette. Trocken schluckte sie sie hinunter und verzog das Gesicht.

»Wenn nur Tom hier wäre«, murmelte sie. Sie dachte daran, daß er wahrscheinlich wieder Überstunden machen mußte. Und sie hatten ja kein Telefon Tom war dagegen. Aber Mary nahm sich vor, sich dafür einzusetzen, daß sie bald eins bekamen.

Mit müden Schritten ging sie durch das Schlafzimmer. Das lange weiße Nachthemd reichte bis zum Boden. Mary hatte das

dunkelblonde Haar hochgesteckt. Die Frisur machte sie älter. Dabei war sie erst dreißig, doch das Leben hatte schon seine Spuren hinterlassen. Die ersten Falten gruben sich in die Gesichtshaut.

Außerdem tat Mary wenig für ihre schlanke Linie. Sie war ziemlich mollig und dazu auch noch klein. Das Gesicht glich dem eines Posaunenengels. Die Augen waren von einer graublauen Farbe, die Hände rissig und abgearbeitet.

Mary Wicker verließ das Schlafzimmer. Nachdenklich blieb sie in dem kleinen Korridor stehen Sie blickte auf die offenstehende Tür, die in die Küche führte. Der Geruch von gebratenem Fleisch lag noch in der Luft.

Das Häuschen, das das Ehepaar Wicker gemietet hatte, war klein. Es besaß nur drei Zimmer und einen Speicher, zu dem eine Holzstiege hinaufführte. Im Keller hatten die beiden sich ein provisorisches Bad angelegt. Eine Zinkwanne und ein Kohleofen, das war alles.

Grabesstill war es im Haus. Eine Stille, die Mary Wicker körperlich belastete.

Sie ging ein paar Schritte weiter und hörte, wie der Holzfußboden unter ihren Füßen knarrte. Das Licht aus dem Schlafzimmer erhellte den Korridor kaum noch. Mary Wicker sah nur die Umrisse der Haustür. Sie war abgeschlossen. Das machte Mary immer, wenn ihr Mann nicht zu Hause war.

Sie dachte wieder an Tom. Mein Gott, warum kam er denn nicht? Es war doch schon dreiundzwanzig Uhr durch. Er blieb doch sonst nicht so lange.

Ausgerechnet heute mußte er wegbleiben!

Plötzlich hörte Mary das Kratzen an der Haustür. In der lastenden Stille wirkte es doppelt laut.

Stocksteif blieb die Frau stehen.

Hatte sie sich getäuscht?

Nein, jetzt wieder.

Es war, als würde jemand mit Fingernägeln über das rissige Holz schaben.

Mary biß die Zähne zusammen.

Das Kratzen wurde lauter, doch jetzt mischte sich noch ein gräßliches Stöhnen darunter. Es waren furchtbare Laute. Ein Mensch in höchster Todesangst konnte sich nicht anders verhalten.

Mary preßte ihre Hand gegen den Mund. Himmel, was sollte sie denn machen? Um Hilfe schreien?

»Mach auf – mach auf…«

Eine seufzende, gleichzeitig auch keuchende Stimme riß sie aus ihren Gedanken.

Dann wieder das Stöhnen.

»Nein! Nein!« Wild schüttelte Mary Wicker den Kopf. »Ich will nicht!

Bitte, geh weg! Bitte!«

»Die Tür… die Tür… mach sie auf…«

Wieder das schwerfällige Ächzen, das asthmatische Luftholen des Unbekannten.

Mary Wicker drangen die Laute wie Nadelstiche in ihr Gehirn. Sie hielt sich die Ohren zu, wollte das gräßliche Stöhnen einfach nicht mehr hören.

Wie hypnotisiert starrte sie auf die Tür. Noch bot sie Schutz. Aber wie lange?

»Bitte, Tom, komm. Bitte«, flüsterten ihre Lippen. »Ich – ich kann bald nicht mehr…«

Da bewegte sich die Türklinke.

Unendlich langsam wurde sie nach unten gedrückt, bis es nicht mehr weiterging.

Mary nahm die Hände von den Ohren weg.

Das Stöhnen hatte aufgehört, dafür schlug jetzt jemand mit der Hand gegen das Holz der Tür.

Die Schläge wummerten durch das Haus.

Marys Angst wuchs ins Uferlose. Sie und ihr Mann wohnten ganz am Ende des Dorfes, fast schon außerhalb. Das nächste Haus war hundert Meter weit weg.

Unerreichbar…

Mary Wicker war auf sich allein gestellt.

Wieder donnerte es gegen die Tür, die sich schon in den Angeln bog Wie lange würde sie noch halten?

Die Schläge dröhnten jetzt durch das gesamte Haus. Schon splitterte das Holz. Es war mit der Zeit morsch und brüchig geworden Die alten Türangeln kreischten und quietschten. Lange konnten sie nicht mehr standhalten.

Panikartig hetzten Mary Wickers Blicke hin und her. Die Frau suchte verzweifelt nach einem Ausweg.

Doch es war zu spät.

Ein mörderischer Stoß noch, und die Tür brach aus den Angeln.

Schreiend sprang Mary zurück. Dicht vor ihren Zehenspitzen knallte die Tür zu Boden.

Staub wallte hoch.

Und dann verstummte Marys Schrei abrupt.

Aus ungläubigen Augen blickte sie auf die Gestalt, die das Türrechteck fast völlig einnahm.

Der Unheimliche war da!

Grün schimmerte sein gewaltiger Körper. Es war kein dunkles, sattes Grün, sondern vermischt mit einer Leuchtkraft, die die Gestalt wie eine Aura umgab. Der Unheimliche hatte nur noch die äußere Form eines Menschen, doch sonst sah er aus wie eine aus dem Sumpf

gestiegene Mumie.
Die lederartige grüne Haut spannte sich über den Knochen, die weißen, mit roten Äderchen durchzogenen Augen fixierten die hilflose Mary Wicker.
Das Ungeheuer streckte seine Pranken vor. Wie ein Roboter setzte es sich in Bewegung.
Genau auf Mary Wicker zu…

***

Mary Wicker durchlebte in den nächsten Sekunden die Hölle. Sie wollte wegrennen, in ein anderes Zimmer, um dort aus einem Fenster fliehen zu können. Aber ihre Beine gehorchten ihr einfach nicht. Es war, als hätte man sie mit dem Boden fest verbunden.
Der Drang, die grünhäutige Bestie anzustarren, war einfach stärker als der Fluchtgedanke. Die Augen des Unheimlichen übten eine schreckliche Faszination auf Mary Wicker aus.
Nicht ein Laut war bisher aus dem Maul des Grünhäutigen gedrungen.
Sein rechter Fuß berührte die auf dem Boden liegende Tür.
Knirschend brach das Holz.
Dieses Geräusch riß Mary Wicker wieder zurück in die Wirklichkeit.
Der Schock löste sich.
Ein gellender, nervenzerfetzender Schrei löste sich aus Mary Wickers Kehle.
Die weißen Augen der Bestie begannen zu glühen. Wie zwei Pfeile schossen die Pranken vor.
Mary sah die Hände auf sich zurasen und tat instinktiv das einzig Richtige Sie duckte sich.
Die Pranken streiften ihre Schultern. Mary, die schon einen Schritt zur Seite gemacht hatte, wurde aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie fiel gegen die Wand, stand dadurch in einem so ungünstigen Winkel, daß ihr der Weg zur Tür versperrt war.
Hinaus konnte sie nicht – aber nach oben, die Stiege hinauf.
Über der Stiege befand sich der Speicher des kleinen Hauses. Er war nicht groß, und die Stützbalken nahmen viel Platz weg. Aber dort gab es ein Fenster – und vielleicht Rettung.
Durch eine schnelle Drehung gelang es Mary abermals, den Pranken zu entwischen. Dann stand sie vor der Leiter. Sie war aus massivem Holz, und erst kürzlich hatte sie von Tom einen grünen Anstrich bekommen.
Mary packte mit beiden Händen die fünfte Sprosse, zog ihre Beine nach und begann mit zitternden Gliedern die Leiter hochzuklettern.
Die grünhäutige Bestie drehte sich. Ihre Bewegungen waren zum Glück nicht so geschmeidig wie die eines Menschen. Als die Pranke

zuschlug, um nach Mary Bein zu greifen, zog die Frau soeben ihren rechten Fuß hoch.

Die Sprosse zersplitterte unter der Wucht des Aufpralls.

Mary schrie, kletterte aber weiter.

Jetzt sah sie dicht vor sich die Luke. Die Scharniere waren zum Glück gut geölt, und Mary konnte die Luke mit einer Hand aufstoßen.

Unter ihr wütete das Ungeheuer. Die Fäuste krachten gegen die Leiter.

Die beiden untersten Sprossen waren schon weggebrochen. Jetzt donnerte die Bestie der Faust gegen den rechten Holm.

Wie ein Karatekämpfer durchtrennte der Grünhäutige das Holz.

Die Leiter wankte.

Mary Wicker wußte selbst nicht, woher sie die Kraft nahm, um sich am Lukenrand festklammern zu können Als die Leiter unter ihr zu Boden krachte, zog sie sich mit einem verzweifelten Klimmzug hoch.

Sie strampelte mit den Beinen, bog ihren Oberkörper nach vorn und kroch schließlich mühsam auf den Speicher.

Mary drehte sich auf der Stelle, blickte nach unten.

Die Bestie befand sich in einer ungeheuren Zerstörungswut Sie schlug den kleinen Dielenschrank kurz und klein. Die Arme bewegten sich wie die Flügel einer Windmühle, der kleine Schirmständer ging ebenfalls zu Bruch.

Mary Wicker wandte sich ab. Auf allen vieren kroch sie über den stockfinsteren Speicher, auf dem es kein Licht gab; Doch die Frau kannte sich hier aus und hatte bald das kleine viereckige Fenster erreicht.

Der rechte Flügel klemmte etwas, als sie ihn aufzog.

Feuchte Nachtluft wehte in ihr erhitztes Gesicht. Regentropfen klatschten auf die Haut.

Und dann hörte Mary die Stimmen. Durch ihre Schreie waren einige Bewohner des Dorfes aufmerksam geworden. Schemenhaft sah Mary Wicker Gestalten angerannt kommen.

Sie winkte mit beiden Händen.

»Hilfe!« gellte ihre Stimme. »Helft mir, die Bestie bringt mich um!«

Die Menschen hatten schon bald den kleinen Vorgarten erreicht. Mary erkannte Slim Bekker, den Kaufmann des Dorfes, über seinen Schlafanzug hatte er nur eine Hose gezogen. Die helle Pyjamajacke leuchtete in der Dunkelheit.

»Mary, was ist los?« brüllte Bekker.

»Holt eine Leiter, schnell!« Marys Stimme überschlug sich. »Die grüne Bestie, sie ist im Haus! So beeilt euch doch!« Zwei Männer rannten weg.

In diesem Augenblick mußte wohl das Ungeheuer auf die Menschen aufmerksam geworden sein. Der Krach unten im Haus verstummte.

Dafür stand der Grünhäutige plötzlich wieder im Türrahmen, verharrte dort einige Sekunden und rannte dann los.

Mit Riesenschritten durchquerte er den kleinen Vorgarten.

Jetzt sahen auch die Männer die Bestie.

»Ein Monster!« schrie jemand mit schriller Stimme und begann zu rennen »Der Leibhaftige!« brüllte ein anderer, blieb aber stehen, als wäre er gelähmt.

Auch Slim Bekker war nicht weggerannt. Er befand sich der Bestie am nächsten.

Wie ein Tornado brach der Grünhäutige durch den Gartenzaun Die Holzlatten splitterten weg, als waren sie Streichhölzer. In blinder Wut griff die Bestie zu und bekam eine der Latten zu packen.

Wuchtig holte sie aus.

Slim Bekker sah das Unheil auf sich zukommen, war aber noch zu geschockt, um ausweichen zu können.

Die Zaunlatte traf ihn an der rechten Kopfseite. Bekker hatte das Gefühl, jemand würde ihm den Schädel von den Schultern reißen. Die Kopfhaut platzte weg, und der Mann brach blutüberströmt zusammen Direkt neben dem Zaun blieb er liegen.

Überall in den Häusern waren jetzt die Lichter aufgeflammt. Immer mehr Menschen kamen angelaufen. Frauen und sogar Kinder waren dabei. Starke Taschenlampen flammten auf. Weißgelbe Lichtspeere zerschnitten die Finsternis, ließen die unzähligen, zur Erde prasseln den Regentropfen wie Diamanten aufblitzen.

Der Grünhäutige befand sich in einem Rausch der Vernichtung. Er hatte die Latte gepackt und stürmte wild um sich schlagend auf die am nächsten stehende Gruppe zu.

Schreiend stoben die Zuschauer auseinander.

Einen erwischte es noch an der Schulter.

Der Mann wurde zu Boden geschleudert und brachte sich auf allen vieren kriechend in Sicherheit.

Dann blieb die Bestie stehen. Leicht gebückt und die Arme gesenkt.

Noch immer hielt der Grünhäutige die Latte umklammert. Langsam drehte er sich im Kreis.

Die Neugierigen hatten einen respektvollen Abstand eingenommen.

Nur Slim Bekker lag noch bewußtlos am Boden.

Seit dem überraschenden Überfall der Bestie war nicht einmal eine Minute vergangen. Doch eine Zeitspanne, die keiner der Anwesenden je vergessen würde, besonders nicht Mary Wicker, die sich wieder von den schrecklichen Augen des Grünhäutigen fixiert sah.

Drohend hob der Schreckliche den Arm mit der Zaunlatte.

Ein besonders Mutiger hatte einen Stein aufgehoben. Er warf ihn und traf die Bestie am Kopf. Das Monster zuckte nicht einmal zusammen, wandte sich aber wütend um, und ein tiefes Knurren drang aus seinem

Maul.

Die zwei Männer hatten inzwischen die Leiter geholt und auch noch die restlichen Einwohner mobilisiert. Von ihnen waren einige Männer jedoch so schlau gewesen und hatten Gewehre mitgebracht.

»Schießt ihn doch zusammen!« brüllte eine Frau hysterisch.

Die Männer mit den Waffen drängten sich jetzt rücksichtslos durch die Reihen, erreichten den inneren Rand der Menschenkette und legten auf die Bestie an.

Fest preßten sie die Kolben der Gewehre gegen die Schultern und konnten trotzdem ein Zittern nicht vermeiden.

Vier Gewehrmündungen waren auf den Unheimlichen gerichtet.

Und dann peitschten die Schusse!

Das Blei klatschte in den Körper der grünhäutigen Bestie, rüttelte sie regelrecht durch.

Immer wieder schossen die Männer, feuerten sich gegenseitig mit heiseren Schreien an.

Die Bestie wankte, doch sie fiel nicht. Die Aufprallwucht der Geschosse war groß. Der Grünhäutige krachte mit dem Rücken gegen einen Baumstamm, hob beide Arme und brüllte.

Pulverdampf zog träge über den Boden, doch dem Schrecklichen war nichts geschehen. Nicht eine Kugel hatte ihm etwas anhaben können.

Unfaßbar!

Schreckensbleich ließen die Männer ihre Gewehre sinken.

»Es ist tatsächlich der Satan!« schrie einer, machte auf dem Absatz kehrt und rannte davon.

Aber auch der Grünhäutige setzte sich in Bewegung. Mit einem Knurrlaut rannte er los, blindwütig wie ein Amokläufer. Wo ihn die Kugeln getroffen hatten, war die Haut aufgeplatzt, begann aber sofort wieder nachzuwachsen.

Die Schritte des Schrecklichen waren stampfend und schwerfällig. Er glich einer Maschine, die durch nichts aufzuhalten war. Die Menschen spritzten auseinander, niemand wollte einen Schlag des Monsters abbekommen. Die Bestie achtete gar nicht darauf, wohin sie lief. Sie rannte über die Sprossen der Leiter, die die beiden Männer fallen gelassen hatten, und war wenig später von der Dunkelheit verschluckt.

Erst langsam kamen die Dorfbewohner von Scranton zu Atem. Mit ängstlichen Blicken sahen sie sich an. In jedem Gesicht stand der eben erst erlebte Schrecken zu lesen.

Während sich einige Männer um den verletzten Slim Becker kümmerten, liefen vier Frauen in Tom Wickers Haus.

Mary Wicker stand oben vor der Luke. Aus verweinten Augen sah sie den Nachbarn entgegen. Die Frauen halfen ihr, nach unten zu gelangen.

»Was war denn los, Mary?«

Fragen stürmten auf Mary Wicker ein, doch sie konnte nur mit den Achseln zucken. »Ich weiß es nicht«, schluchzte sie. »Er – er war plötzlich da, trat die Tür ein – und dann…«

Marys Stimme versagte. Weinend brach die Frau zusammen.

Der Gefängnisarzt, der ebenfalls in Scranton wohnte, kam mit raschen Schritten angelaufen. Er hatte schon eine Beruhigungsspritze parat.

»Lassen Sie Mrs. Wicker jetzt in Ruhe«, sagte er zu den anderen und erntete dafür von Mary einen dankbaren Blick.

»Wieso? Wir wollten doch nur –«, regte sich eine der Frauen auf.

»Gar nichts wollten sie. Sagt euren Männern, sie sollen diese Bestie verfolgen. Jagt sie in den Sumpf, damit sie nicht noch mehr Unheil anrichtet, und ich werde die Polizei benachrichtigen.«

Doktor Murdock war noch ein junger Arzt, der aber wußte, was er wollte. Und er konnte eins und eins zusammenzählen Er ahnte, daß dies erst der Beginn eines grauenhaften Falles war. Und er sollte recht behalten…

***

Der Boden dampfte. Weiße Schwaden stiegen aus dem Erdreich und vereinigten sich zu langen Schleiern, die träge in Richtung Sumpf zogen.

Der Regen tat dem Land gut. Zu lange hatte die Hitzeperiode gedauert. Sie hatte die Natur ausgelaugt und die Gemüter der Menschen bis zum Siedepunkt erhitzt. In Dartmoor war es besonders schlimm gewesen. Immer wieder war es zu schweren Schlägereien gekommen, und es hatte sogar einen Toten gegeben. Die Gefangenen waren sich in ihren heißen stickigen Zellen selbst auf die Nerven gegangen. Und auch die Stimmung der Wärter war aggressiv gewesen.

Manches Mal war der Gummischlagstock in Aktion getreten.

Hinzu kam noch, daß drei Gefangene spurlos verschwunden waren.

Eine Tatsache, die nicht nur der Gefängnisleitung Kopfzerbrechen bereitete, sondern auch die Gefangenen untereinander waren unruhig geworden. Man sprach flüsternd von einem geheimen Ausgang. Jede Zelle war daraufhin untersucht worden, Kontrollen hatte man verschärft, doch es war nichts dabei herausgekommen.

Der Zuchthausdirektor raufte sich die Haare. Frederick K. Bannister war nahe daran zu verzweifeln.

Auch in dieser Nacht stand er wieder am Fenster und starrte in die Dunkelheit.

Bannister war ein hochgewachsener hagerer Mann mit kurzem Bürstenschnitt und einem hageren faltigen Gesicht. Zwei harte Falten hatten sich vom Mundwinkel bis zum Kinn gegraben und gaben dem Mann ein bissiges Aussehen. Und auch die Brille mit den dunkel

getönten Gläsern trug nicht dazu bei, das Aussehen zu verschönern.

Frederick K. Bannister war nicht beliebt. Man fürchtete seine Pedanterie und seine Strenge. Für ihn gab es nur die Gesetze und die Paragraphen. Aber vielleicht brauchte man für dieses Zuchthaus solch einen Mann, der nicht verheiratet war und nur für seine Aufgabe – wie er sie selbst nannte – lebte.

Bannister hatte das Fenster geöffnet.

In regelmäßigen Intervallen strich der Lichtkegel eines Scheinwerfers über sein Gesicht. Es gab vier dieser Scheinwerfer, und trotz elektronischer Sicherungen, hatte man auf sie nicht verzichtet. Noch eine Abschreckung mehr für diese Brüder, hatte Bannister gesagt. Ja, er haßte die Insassen des Zuchthauses. Für ihn waren Gefangene keine Menschen, und das war schlimm, denn so wehrte er sich auch gegen viele Neuerungen, zum Beispiel gegen den modernen Strafvollzug, wie ihn Doktor Murdock immer verteidigte und deshalb für Bannister ein Dorn im Auge war.

Dartmoor! Dieser Name hatte Tradition und erzeugte bei dem normalen Bürger schon eine Gänsehaut. Schriftsteller hatten über das Zuchthaus geschrieben, Filme waren darüber gedreht worden, und immer wieder hatte der Begriff Dartmoor etwas Gruseliges an sich.

Wer hier landete, war für die Umwelt gestorben, die meisten kamen her und starben hier auch. Manche Leiche war auch im Moor verschwunden, das das Zuchthaus wie ein tödlicher Ring umgab und Ausbruchsversuche schon im Keim erstickte.

Und doch war es drei Verbrechern gelungen.

Immer wieder mußte Frederick K. Bannister daran denken. Diese Gewißheit ließ ihn nachts nicht schlafen, zwangsläufig hatte er London über die Ausbrüche informieren müssen. Noch hatte er grünes Licht, noch mußte er abwarten. Aber wie würden sich die Männer in London entscheiden?

Versetzung! Dieses Wort schwebte wie ein Damoklesschwert über Bannisters Haupt. Versetzung bedeutete in der Regel Unfähigkeit und den Verlust an Verantwortung.

Bannister dachte daran mit Schrecken. Er griff in seine linke Rocktasche, holte ein Tuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann wandte er sich ab und nahm wieder hinter seinem Schreibtisch Platz. Schlafen konnte er noch nicht, dafür war er viel zu aufgewühlt. Die letzten Tage hatten ihn geschafft.

Akten lagen vor ihm auf dem Schreibtisch. Personalakten. Es ging mal wieder um Beförderungen der Aufsichtsbeamten. Früher hatte sich Bannister geweigert zuzustimmen, aber da die Personalsituation sowieso bedenklich war, hatte man ihm vom Justizministerium aus geraten, für Beförderungen grünes Licht zu geben.

Nun ging Bannister die Namen seiner Angestellten durch. Eigentlich

hatte er keinen, der dafür in Frage kam. Vielleicht McGivern, Oberaufseher und Bannisters Vertrauter. McGivern trug ihm immer gewisse Sachen zu, die sich irgendwann mal verwerten ließen. Aber ein Aufstieg für McGivern bedeutete in seiner Position schon eine Versetzung in die Verwaltung, und dann war Schluß mit den Spitzeldiensten. Nein, also kam McGivern auch nicht in Frage.

Das Schrillen des Telefons riß Frederick K. Bannister aus seinen Gedanken.

Seine langen Geierfinger krallten sich um den Hörer.

»Ja.«

»Sind Sie es, Sir?« hörte er eine Männerstimme.

»Ja, zum Henker.«

»Entschuldigen Sie den Anruf, Sir. Hier spricht Doktor Murdock. In Scranton sind einige schreckliche Dinge passiert.«

»Und? Was haben die mit unserem Zuchthaus zu tun?«

»Eigentlich nichts. Aber vor einer Viertelstunde etwa ist eine grünliche Bestie im Dorf aufgetaucht und hat gewütet…«

Frederick K. Bannister holte tief Luft. »Sagen Sie mal, Doktor, sind Sie betrunken?«

»Nein, Sir, ich war selten so nüchtern.«

Jetzt schlug Bannister mit der Faust auf den Tisch. »Und weshalb erzählen Sie mir dann diesen hirnverbrannten Unsinn?«

»Weil es Tatsachen sind.«

»Waren Sie dabei?«

»Nicht direkt. Ich…«

»Mann, hören Sie auf, Doktor. Wenn Sie mich noch einmal belästigen, werde ich disziplinarisch gegen Sie vorgehen, Murdock. Sie sind wohl wahnsinnig geworden?«

»Sir, ich…«

»Ach hören Sie auf. Gute Nacht, Doktor.« Wütend knallte der Zuchthausdirektor den Hörer auf die Gabel. »Der gehört selbst in eine Klinik«, knurrte er. »Langsam habe ich das Gefühl, nur noch von Idioten umgeben zu sein.«

Es klopfte.

Auf Bannisters ›Herein‹ betrat der Nachtdienstleiter das Büro und meldete, daß keine besonderen Vorkommnisse vorlagen Bannister nickte gnädig und entließ den Mann. »Auch einer, der nur auf seine Pension wartet«, murmelte er verbissen und zündete sich ein schwarzes Zigarillo an.

Er hatte soeben den ersten Zug getan, als abermals das Telefon klingelte.

Mit einem Fluch auf den Lippen legte Bannister das Zigarillo in den Aschenbecher. »Wenn das wieder dieser Murdock ist, dann kann er was erleben.«

Bannister griff nach dem Hörer. »Ja, Bannister!« bellte er in die Muschel.

Keine Reaktion.

»Zum Teufel, wer ist das denn?«

Plötzlich vernahm der Zuchthausdirektor ein leises Kichern. Und dann sagte eine Stimme. »Auch deine Stunden sind gezählt, Bannister. Denk daran Du hast hier lange genug Unsinn gemacht. Die Mächte der Hölle werden dich killen!«

»Wer – wer sind Sie?« keuchte Bannister, dem plötzlich der kalte Angstschweiß auf der Stirn stand.

»Das spielt keine Rolle mein Freund. Ich werde auf meine Chance lauern. Die Weichen sind schon gestellt. Denk an die drei Ausbrecher. Ich habe sie aus den Zellen geholt, und du kannst mir glauben, daß ich auch dich bekomme, wann immer ich will!«

Der Zuchthausdirektor atmete schwer. Er konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief. Diese Stimme klang so grausam, so kalt und so bestimmt, daß ihn die Angst packte. Seine rechte Hand hatte sich um den Hörer gekrallt, und ohne es zu merken, hatte sich Bannister in die Unterlippe gebissen. Ein winziger Blutstropfen rann an seinem Kinn entlang.

»Was wollen Sie?« keuchte Bannister. »So sagen Sie mir, wer Sie sind. Ich…«

Bannister sprach nicht weiter. Aus dem Hörer tönte das Freizeichen.

Der unbekannte Anrufer hatte aufgelebt.

Schwer warf Bannister den Hörer zurück auf die Gabel. Als er das erloschene Zigarillo aus dem Ascher nahm und es anzünden wollte, merkte er, wie sehr seine Hände zitterten. Dieser Anruf hatte ihn doch mehr mitgenommen, als er sich eingestehen wollte.

Der blaue Rauch des Zigarillos kräuselte der Decke entgegen.

Bannister lehnte sich in seinem gepolsterten Drehstuhl zurück. Er hatte den Schock jetzt wieder überwunden, sein Verstand arbeitete bereits auf Hochtouren.

Die Stimme des Anrufers. Irgendwo hatte er sie schon mal gehört.

Bannister zerbrach sich den Kopf, aber er kam nicht darauf. Er ließ sämtliche Zuchthausangestellten vor seinem geistigen Auge Revue passieren und kam doch zu keinem konkreten Ergebnis. Allerdings beschloß er, in Zukunft noch mißtrauischer zu sein.

***

Tom Wicker fluchte.

Die Fahrt nach Scranton wurde für ihn zur Tortur. Er ärgerte sich, daß er nicht die normale asphaltierte Straße genommen hatte, doch der Weg durch den Sumpf war kürzer, und hinterher war man sowieso immer schlauer.

Der Regen hatte den Weg aufgeweicht, ihn zu einer regelrechten Schlammbahn gemacht. Tom Wicker trat in die Pedale, daß die Muskeln schmerzten. Die beiden Räder des Rades wühlten sich durch Matsch und Pfützen. Hinzu kam noch die schlechte Sicht. Dicke Dunstschwaden breiteten sich wie eine Decke über Sumpf und Weg aus. Der Lichtkegel des Scheinwerfers wurde schon nach wenigen Handlangen verschluckt.

Tom Wicker hatte es aufgegeben, sich das Regenwasser aus dem Gesicht zu wischen. Er schwitzte und fror gleichzeitig, war durchnäßt bis auf die Haut, denn der Umhang wurde nicht selten durch den Wind hochgeweht, und dann klatschte jedesmal ein neuer Regenguß auf die schon nasse Uniform.

Tom Wicker keuchte. Die Fahrerei war verdammt anstrengend. Selbst zum Fluchen fehlte dem Aufseher jetzt die Luft. Außerdem hätte es sowieso nicht geholfen.

Der Weg führte quer durch den Sumpf. Er vereinigte sich kurz vor Scranton mit der Straße.

Angst hatte Tom Wicker nicht. Die Gegend um Dartmoor war zwar verrufen, und er kannte auch einige Leute, die sich nachts nicht in das Gebiet trauten, weil sie vor Geistern Angst hatten, aber darüber konnte Tom nur lachen. Er zählte sich zu den Realisten. Übersinnliche Erscheinungen gab es für ihn nicht. Er glaubte auch nicht daran, daß die verschwundenen Gefangenen mit dem Teufel im Bunde gestanden hatten, nein, seiner Meinung nach hatte ihr Verschwinden eine vollkommen natürliche Ursache.

Wenn Tom seinen Kopf nach rechts oder links drehte, sah er die Umrisse der Büsche, die gürteiförmig um den Sumpf lagen. Sie wurden vom Regen bewegt und sahen mit ihren krumm wachsenden Zweigen oft aus wie große Hände.

Tom Wicker hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als er das Fauchen hörte.

Wicker stoppte. Er sprang aus dem Sattel und stellte sich mit beiden Füßen auf den Boden Wicker lauschte! Doch nur das eintönige Rauschen des Regens war zu hören.

»Das werde ich mir wohl eingebildet haben«, murmelte der Gefängniswärter, stieg wieder in den Sattel und wollte gerade abfahren, als er dicht vor sich eine Bewegung sah.

Wickers Herz klopfte plötzlich bis zum Hals.

Auf dem Weg stand jemand!

Wicker nahm allen Mut zusammen und rief: »Wer sind Sie?«

Die Antwort war ein schreckliches Fauchen, Ehe Wicker etwas unternehmen konnte, stand die Gestalt plötzlich vor ihm Der Aufseher hatte das Gefühl, jemand würde ihm eine Rasierklinge über den Rücken ziehen. Seine Nackenhaare sträubten sich. Sein Gehirn konnte

nicht verarbeiten, was seine Augen sahen Vor ihm stand ein Monster, eine Ausgeburt der Hölle!

Die Haut schimmerte grünlich. Weiße hervorquellende Augen starrten ihn an. Aus dem Maul des Ungeheuers drang ein urwelthaftes Brüllen, als es mit dem Fuß gegen das Vorderrad des Fahrrads trat.

Wicker hatte nicht mit der Attacke gerechnet. Das Rad kippte um und riß Wicker mit.

Er klatschte auf den schlammigen Boden, paßte nicht auf, und Dreck und brackiges Wasser drangen in seinen Mund.

Das Ungeheuer bückte sich und riß das Rad hoch Schwungvoll warf er es über den Weg in das nahe Gebüsch.

Dann war Tom Wicker an der Reihe. Er hatte sich auf den Rücken gerollt und dabei abwehrend die Hände ausgestreckt. Er wollte schreien, doch Dreck und Wasser waren ihm in die Luftröhre gedrungen. Aus dem Hilfeschrei wurde nur ein trockenes Husten.

Da packte die Bestie zu.

Als wäre der Mann eine Puppe, so wurde er hochgehoben. Der Grünhäutige hielt sein Opfer mit beiden Händen umklammert und schwang es triumphierend über den Kopf.

Wicker schrie, strampelte, versuchte mit beiden Fäusten die Bestie zu treffen. Er schaffte es nicht.

Der Grünhäutige setzte sich in Bewegung und brach mit urwelthafter Gewalt durch die am Weg stehenden Büsche. Seine Finger hielten Tom Wicker fest wie Eisenklammern.

Wicker brüllte wie am Spieß Er spürte nicht mehr den Regen, der ihm ins Gesicht klatschte, und sah auch nicht die Dorfbewohner; die – bewaffnet mit starken Lampen und Gewehren – den Weg hinaufliefen, für ihn drehte sich die Welt. Er zappelte in den Fäusten des Ungeheuers wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Die Bestie ging geradewegs in den Sumpf hinein. Schon war sie bis zu den Knien eingesunken. Das brackige Wasser schmatzte unter den Füßen. Schilf, Gras und Weiden gerieten in Bewegung. Ein knorriger Baum hatte sich auf einer trockenen Insel gehalten. Einer seiner Äste streifte Toms Gesicht und riß ihm ein Stück Haut an der Wange auf.

Tom spürte den Schmerz nicht, eine nie gekannte Todesangst hatte ihn gepackt.

Und die Bestie ging immer weiter.

Der schmatzende tückische Sumpf lauerte auf sein Opfer. Urplötzlich sank der Grünhäutige bis zur Brust in ein Wasserloch ein. Wild fauchte er auf, versuchte aus der tödlichen Falle zu entkommen.

Vergebens.

Der Sumpf packte zu.

Gnadenlos.

Tom Wicker sah das Verhängnis kommen Er entdeckte aber auch in

seiner Nähe einen bräunlich schimmernden armdicken Baumast Wenn er den zu packen kriegte, war er vielleicht gerettet Doch erst einmal mußte er den Klauen der Bestie entkommen.

Noch immer hallten Toms Angstschreie über das Moor, vermischt mit dem wütenden Fauchen der Bestie, die wohl erkannt hatte, daß sie sich selbst in eine tödliche Falle manövriert hatte.

Der Sumpf griff mit seinen gierigen unerbittlichen Klauen immer wieder nach dem Grünhäutigen. Bis zum Hals schwappte bereits die Brühe. Noch hielt die Bestie die Arme hoch, noch hoffte sie auf Hilfe Sie bewegte sich verzweifelt hin und her und gab damit dem Sumpf die Chance, sie noch tiefer hineinzuziehen.

Tom Wicker wurde hin- und hergewirbelt. Er hatte noch einmal letzte Kräfte mobilisiert, hatte seine Todesangst zurückgedrängt und sah plötzlich wieder den Ast des Baumes dicht vor sich. Wickers Finger schnappten zu. Der Ast war glitschig und regennaß, doch die Angst verlieh dem Mann nie gekannte Kräfte.

Mit aller Kraft klammerte er sich um den rettenden Baumast. Dabei trat er mit den Beinen nach hinten aus, drehte sich und rutschte auf einmal aus den Klauen der mordgierigen Bestie.

Wickers Oberkörper schwang vor. Mit den Knien prallte er gegen den morschen Stamm des Baumes, doch dieser Schmerz kam ihm wie eine Erlösung vor.

Wicker pendelte wieder zurück, zog die Beine an und peilte nach unten.

Dicht unter seinen Schuhen schmatzte und gurgelte der Sumpf. Noch immer rasten die Regenschauer, und noch immer kämpfte die Bestie verzweifelt mit den Tücken des Moors.

Doch das Ungeheuer verlor.

Noch peitschten die Klauen das brackige, mit Algen bedeckte Wasser Wellen schnappten heran, drangen in das geöffnete Maul des Unheimlichen und erstickten die Schreie.

Tom Wicker hatte den Kopf gedreht und sah dem schaurigen Kampf zu.

Schon bald war der Kopf des Grünhäutigen verschwunden. Das Moor packte zu wie ein gnadenloses Raubtier.

Nur noch eine Hand schaute aus dem Sumpf hervor. Die Finger bewegten sich in einem letzten Krampf, dann waren auch sie verschwunden.

Tom Wicker hatte heulen können vor Freude. Er war gerettet. Wenigstens vorerst.

Noch immer hing er an dem Baumast. Er merkte, wie seine Finger abstarben. Lange konnte er sich nicht mehr halten. Wenn er sich retten wollte, mußte es ihm gelingen, auf den Baum zu kommen.

Aber woher sollte er die Kraft nehmen? Er war völlig ausgelaugt.

Schon rutschten die Finger der rechten Hand ab. Wicker gelang es erst im letzten Augenblick nachzufassen.

»Mein Gott, so hilf mir doch«, betete er mit zitternden Lippen. »Ich kann nicht mehr…«

Wicker versuchte einen Klimmzug. Er schaffte es nicht. Er wagte gar nicht, an den tückischen grausamen Sumpf zu denken, der nur eine Handbreit von seinen Fußen entfernt auf das Opfer lauerte.

Doch plötzlich sah Tom Wicker Licht schimmern.

Hoffnung durchflammte ihn. Kam dort Rettung? Oder war es nur ein Irrlicht, eine Täuschung der Natur?

Nein, ein Mensch!

Wicker sah, wie sich ein Kahn aus der Dunkelheit schälte. Ein Mann in einem langen Umhang und einem breitkrempigen Hut auf dem Kopf stand in dem Boot. Mit beiden Händen hielt er eine lange Ruderstange umklammert. Auf dem Sitzbrett des Ruderbootes stand eine Sturmlaterne.

Wenn der Mann so weiterruderte, mußte er seitlich an Wicker vorbeifahren, dann konnte er ihn unter Umstanden gar nicht sehen.

Wicker nahm alle Kraft zusammen.

»Hilfe!« schrie er »So helfen Sie mir doch!«

Der Kopf des Unbekannten ruckte herum. Sekundenlang leuchtete der Schein der Laterne über sein Gesicht.

Tom Wickers Augen wurden weit. »Du bist es?« keuchte er. »Was machst du denn hier? Mein Gott, die Bestie. Ich – ich habe sie gesehen.«

»Ich weiß, Tom«, sagte der Mann, tauchte die Ruderstange ins Wasser und gab dem Boot eine Drehung, daß es genau auf Wicker zufuhr.

»Hol mich hier runter. Schnell, ich kann bald nicht mehr!« Wicker keuchte Er konnte kaum noch sprechen.

Der Mann lachte. »Nein, Tom, du hast Pech gehabt. Du hast zuviel gesehen. Ich kann es mir noch nicht leisten, daß die Leute auf meine Geschöpfe aufmerksam werden Es tut mir leid.«

Nach diesen Worten griff der Mann unter seinen Mantel und holte eine Pistole hervor.

Wickers Augen wurden weit. »Was – was willst du…?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Der Mann legte die Ruderstange ins Boot, hob den rechten Arm, zielte…

»Neiiinnn!« brüllte Tom Wicker. »Neiiiinnn…«

Der Mann im Boot schoß.

Tom Wicker zuckte zusammen Seine rechte Hand löste sich von dem Baumstamm Zwei, drei Sekunden schaukelte sein Körper noch an der linken Hand, dann klatschte Tom Wicker in den Sumpf.

Handbreit nur fuhr das Boot an dem Körper vorbei. Der Mann hätte nur den Arm ausstrecken brauchen, um Tom Wicker aus dem tödlichen Moor zu ziehen.

Er tat es nicht.

Aus eiskalten gefühllosen Augen sah er zu, wie Tom Wicker langsam versank. Auf Toms Gesicht lag ein ungläubiges Staunen, gepaart mit nacktem Entsetzen.

Dann hatte der Sumpf Tom Wicker verschlungen Nichts deutete mehr daraufhin, daß ein Mensch an dieser Stelle um sein Leben gekämpft hatte. Das Moor fraß alle Spuren.

»Pech gehabt, Tom«, sagte der Mann in dem Boot, steckte die Waffe weg, tauchte die Ruderstange ins Wasser und fuhr weiter, als wäre nichts geschehen.

***

Die Verfolger hatten Tom Wickers Fahrrad gefunden. Es lag zur Hälfte auf der Straße, die Gabel des Vorderrades war verbogen, die Speichen zersplittert.

Die Strahlen der Taschenlampen konzentrierten sich auf das Rad, blitzend warf das nasse Metall das Licht zurück.

Betroffen sahen sich die Männer an. Niemand wagte das auszusprechen, was jeder dachte.

Und in den nächsten Sekunden liefen den Leuten kalte Angstschauer über den Rücken.

Schreie hallten über das Moor Todesschreie.

»Mein Gott«, flüsterte Dr. Murdock, der ebenfalls bei den Verfolgern war. Er hatte erst den Zuchthausdirektor angerufen und war den Männern dann nachgeeilt »Wir müssen doch etwas tun. Tom Wicker schwebt in Lebensgefahr.«

»Tom kann keiner mehr helfen«, sagte ein anderer. »Bis wir ein Boot haben…«

Der Mann verstummte, denn wieder hallten die schrecklichen Schreie über den Sumpf. Sie klangen bereits schwächer. Das Monster hatte sich mit seiner Beute schon weiter entfernt.

»Wenn es in den Sumpf geht, ist es auch verloren«, flüsterte ein anderer.

»Aber das hilft Tom Wicker nicht mehr«, sagte Murdock.

Er hatte sich trotz des Regens eine Zigarette angezündet, schützte die Glut mit der hohlen Hand. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so hilflos gefühlt wie in diesem Augenblick Dr. Jim Murdock war vor einigen Tagen erst dreißig Jahre alt geworden. Sein schwarzes Haar lag klatschnaß am Kopf, und der Regen rann ihm in kleinen Bächen in den Nacken. Doktor Murdocks sonst sonnenbraunes Gesicht war fahlblaß, die Augen unter der geraden Nase flackerten nervös.

Murdock gehörte zu den Leuten, die eine ungeheuere Achtung vor dem Leben – egal in welcher Form – hatten. Wenn er ein Leben retten konnte, so versuchte er alles in seiner Macht Stehende, und der Tod eines Menschen nahm ihn persönlich sehr mit. Aber in diesem Fall hier waren ihm sämtliche Hände gebunden.

Wickers Schreie waren verstummt. Atemlos noch lauschte die kleine Gruppe von Menschen. Betroffenheit und Angst zeichneten ihre Gesichter.

»Da können wir wohl nichts mehr machen«, meinte einer der Männer.

Er hatte sich kurzerhand über seinen Schlafanzug einen Mantel geworfen und war durchnäßt bis auf die Haut.

Aber er hatte genau das ausgesprochen, was die anderen dachten.

Die meisten zuckten die Achseln und senkten die Köpfe.

»Wer sagt es Mary?«

Die Frage stand plötzlich in der Luft, und niemand wollte eine Antwort geben.

»Ich mache es«, sagte Doktor Murdock schließlich.

Die Männer atmeten auf. Obwohl der Arzt nicht zu den älteren Einwohnern zahlte, waren sie doch froh, daß ihnen jemand die traurige Pflicht abnahm.

Murdock wandte sich auch als erster zum Gehen. Doch nach zwei Schritten schon blieb er wie angewurzelt stehen.

Dumpf hallte das Echo eines Schusses über den Sumpf.

Die Männer lauschten. Wer hatte geschossen? Welches Drama spielte sich in dem verdammten Sumpf ab? Auf sämtlichen Gesichtern stand die gleiche bange Frage geschrieben.

»Hatte Tom eine Waffe?« fragte Dr. Murdock.

»Nicht, daß ich wüßte«, erwiderte einer der Männer, und die anderen nickten bestätigend.

»Vielleicht ist ihm jemand zu Hilfe gekommen«, vermutete Murdock.

»Wir wollen noch warten.«

Die nächsten zehn Minuten vergingen schweigend. Dann schließlich brachen die Verfolger mutlos auf. Zwei Männer nahmen das Fahrrad mit.

Es war eine traurige Gruppe, die das Dorf erreichte. Die Daheimgebliebenen hatten viele Fragen, doch die Männer gaben nur ausweichende Antworten. Sie wollten Doktor Murdock nicht vorgreifen Das Fahrrad hatten sie am Anfang des Dorfes zurück gelassen.

Doktor Murdock ging schnurstracks zu Tom Wickers Haus. Die zerbrochene Tür lag noch immer auf dem Boden. Ein breiter Lichtstreifen fiel auf den kleinen Vorgartenweg.

Mary Wicker saß mit einer Nachbarin im Wohnraum. Die beiden

Frauen sahen auf, als Doktor Murdock das Zimmer betrat.

Der Arzt wischte sich das Regenwasser aus dem Gesicht, bat die Nachbann, das Haus zu verlassen, und setzte sich dann Mary Wicker gegenüber in einen hohen Ohrensessel.

Mary hatte verweinte Augen. Noch immer kennzeichnete das Entsetzen ihre Gesichtszüge. Doch sie lächelte tapfer und blickte Doktor Murdock an.

»Sie haben sicher einen Grund, daß Sie zu mir gekommen sind, Doktor«, sagte die Frau.

Herrgott, warum ist es denn so schwer? fragte sich Murdock im stillen.

Er wischte sich über die Stirn, preßte die Lippen aufeinander und fragte, ob er rauchen dürfe.

»Natürlich, Doktor.«

Murdock steckte sich umständlich eine Zigarette an.

»Ist etwas passiert, Doktor?« fragte Mary Wicker.

»Mrs. Wicker«, Murdock stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus.

»Sie müssen jetzt sehr tapfer sein. Sie…«

»Mein Gott.« Die Augen der Frau wurden groß. »Es ist etwas mit Tom, nicht wahr?«

Murdock nickte.

»Nein!« flüsterte Mary Wicker. »Nein!« schrie sie dann plötzlich. Ihr Gesicht wurde zur Grimasse »Sagen Sie, daß es nicht wahr ist. Sagen Sie, daß…«

Doktor Murdock war aufgesprungen. Er hatte die Frau an beiden Schultern gefaßt.

»Mrs. Wicker, ich…«

»Nein, nein, nein…!«

Schluchzend riß Mary Wicker beide Hände vor das Gesicht. Ein Tränenstrom drang aus ihren Augen.

Der Arzt ließ sie weinen. Er saß in dem Sessel und starrte ins Leere.

Einen Nachbarn schickte er wenig später zu sich nach Hause, um die Arzttasche zu holen.

Der Mann war rasch wieder zurück.

Doktor Murdock zog eine Beruhigungsspritze auf, krempelte den Ärmel des Morgenmantels hoch und stieß die Kanüle in die Vene der Frau. Mary Wicker merkte von alldem gar nichts. Sie wurde nur plötzlich müde. Doktor Murdock bettete sie auf die Couch. Dann bat er zwei Nachbarinnen, sich um Mary Wicker zu kümmern.

Er selbst ging nach Hause. Doktor Murdock bewohnte die linke Hälfte eines kleinen Doppelhauses. Der Arzt ging an seinen Barschrank und schüttete sich einen doppelstockigen Whisky ein. Er trank ihn langsam und wanderte mit dem Glas in der Hand im Zimmer hin und her.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zu dem Ungeheuer zurück.

Dieses Monster existierte tatsächlich. Es war keine Einbildung, denn nicht nur er hatte es gesehen.

Aber woher kam das Ungeheuer? So etwas gab es sonst nur in Horror Filmen. Sollten hier tatsächlich Kräfte am Werk sein, von denen er nichts wußte? Gab es wirklich schwarze Magie? Man las ja viel, aber für diese Berichte hatte Doktor Murdock bisher nur ein müdes abwertendes Lächeln übrig gehabt.

Aber jetzt?

Doktor Murdock, ein praktischer Mensch, der mitten im Leben stand, kannte sich nicht mehr aus. Daß dieses Monster real war, daran bestand kein Zweifel mehr. Aber es war in den Sumpf gelaufen, und dieser tückischen Hölle war noch niemand entkommen Auch ein Monster würde dazu nicht die Kraft haben. Aber wer gab ihm die Garantie, daß nur ein Monster existierte? Konnten es nicht auch mehrere sein?

Dieser Gedanke ließ dem Arzt keine Ruhe. Hier mußte die Polizei eingreifen, und zwar nicht die Gendarmerie der Kreisstadt, sondern Scotland Yard. Doktor Murdock hatte seinen Entschluß gefaßt. Schon am nächsten Tag wollte er nach London fahren.

Murdock legte sich ins Bett und versuchte, ein wenig zu schlafen. Es gelang ihm erst in den Morgenstunden.

Um sechs Uhr früh war er schon wieder auf den Beinen. Er rief im Zuchthaus an und nahm sich zwei Tage Urlaub.

Bevor er abfuhr, sah er noch einmal nach Mrs. Wicker. Die Frau sah erbarmungswürdig aus. Eine Nachbarin hatte sich bereit erklärt, sie für einige Zeit zu sich zu nehmen.

Dr. Murdock war fürs erste zufrieden.

Als er sich gegen Mittag der Millionenstadt London näherte, kamen ihm zum erstenmal Bedenken, ob er sich richtig verhalten hatte. Wahrscheinlich würde man ihn bei Scotland Yard auslachen, aber das war ihm plötzlich egal. Er wollte sich hinterher nicht den Vorwurf machen, etwas versäumt zu haben.

Doktor Murdock war schon einige Male in London und kannte sich relativ gut aus. Über die breite vierspurige Kensington Road erreichte er die City und hatte wenig später das Scotland-Yard-Gebäude in der Victoria Street gefunden.

Nach einigem Hin und Her landete Doktor Murdock schließlich bei einem Superintendent Powell. Der hörte sich seinen Bericht an und ließ direkt ein Aufnahmeprotokoll anfertigen.

»Und was gedenken Sie zu unternehmen, Sir?« fragte Doktor Murdock, als er seinen Bericht beendet hatte.

Superintendent Powell nahm ein Schluck aus seinem Mineralwasserglas. Durch die dicken Brillengläser fixierte er seinen

Besucher sekundenlang. Murdock kam sich vor wie ein Kaninchen, das von einer Schlange belauert wurde.

Schließlich meinte Powell »Sie fahren am besten wieder zurück, sprechen mit niemandem über unsere Unterredung, und alles andere wird sich finden.«

Doktor Murdock war enttäuscht. »Das ist ziemlich mager, Sir. Ich hatte gedacht…«

»Das Denken und Handeln überlassen Sie besser uns, Doktor.« Powell stand auf. »Es freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.« Mit diesen Worten war Doktor Murdock entlassen.

Powell aber blieb nachdenklich hinter seinem Schreibtisch sitzen.

Schließlich griff er zum Telefon und wählte eine bestimmte Nummer.

Sie gehörte Oberinspektor John Sinclair, den man auch den Geister-Jäger nannte…

***

Eine Woche verging.

Sieben Tage, in denen sich nichts tat. Die grünhäutige Bestie tauchte nicht wieder auf, und es gelang auch keinem Gefangenen mehr die Flucht. Das Leben in Scranton und in dem düsteren Zuchthaus begann sich wieder zu normalisieren.

Eine Tatsache, die Doktor Murdock überhaupt nicht schmeckte. Nicht daß er sich gewünscht hätte, das Monster würde wieder auftauchen, aber er hatte doch angenommen, daß Scotland Yard reagieren würde.

Aber anscheinend hatte man ihn nicht für voll genommen. Es blieb seltsam ruhig.

Ein paar mutige Männer waren in den Sumpf hinausgefahren. Sie hatten jedoch von Tom Wicker keine Spur entdeckt. Das Moor war zu seinem Grab geworden.

Doch dann kam der siebte Juli. Es war ein Mittwoch, ein Tag, der in die Annalen des Zuchthauses eingehen sollte…

***

Der graugestrichene Gefangenentransporter rollte über das Betonband der Straße. Die beiden Männer im Führerhaus kannten die Strecke nach Dartmoor im Schlaf. Sie hätten sie auch mit verbundenen Augen fahren können. Heute brachten sie nur einen Mann in das Zuchthaus.

Er hockte hinten im ausbruchssicheren Kastenraum des Wagens. Der Mann war ein Gewaltverbrecher, verurteilt zu fünfzehn Jahren wegen Totschlags. Der Mann machte eigentlich einen ruhigen – ja, sogar sympathischen Eindruck, und die beiden Fahrer waren sicher, daß von ihm keine Gefahr drohte.

Sie hatten bereits die tollsten Sachen erlebt. Manche Gefangenen hatten schon angefangen zu toben, hatten unterwegs den ersten Koller

gekriegt. Das waren aber auch die Typen, die sich in Dartmoor selbst umbrachten.

Der Wagen erreichte Scranton.

Bob Miller, der Beifahrer, blickte auf seine Uhr. »Wir sind fast eine Stunde zu früh dran«, sagte er. »Wie wär's mit 'nem kleinen Schluck.«

Sein Kollege grinste. Er hieß Redcliff und wurde nur Reddy genannt.

»Warum nicht? Aber trink keinen Whisky, sonst fallen die da oben im Zuchthaus von deiner Fahne schon um.«

»Keine Angst, ich werde auch durch Kaffee munter.«

Der graue Wagen hielt vor der einzigen Kneipe des Ortes.

»Verdammt, geschlossen!« fluchte Miller. »Seit wann haben die denn mittwochs zu?«

»Keine Ahnung.«

Miller drehte seinen Kopf dem Fahrer zu. »Und jetzt, Reddy?«

»Fahren wir weiter.«

»Und ich hatte solch einen Durst. Mist, warum muß die Kneipe auch jetzt geschlossen haben? Dazu noch bei der Hitze.«

»Wie wär's denn mit dem Dartmoor Inn?« fragte Bob Miller grinsend.

Reddys Gesicht begann zu strahlen. »Kumpel, du wirst mir immer sympathischer. Aber ist das nicht ein Umweg?«

»Wir haben ja Zeit.«

Redcliff gab wieder Gas. Er pfiff ein Lied vor sich hin, während er durch Scranton fuhr. Die Aussicht auf ein kühles Bier beflügelte seinen Fahrstil.

»Wie lange waren wir eigentlich nicht mehr im Dartmoor Inn?« sinnierte Bob Miller. »Mensch, ich kann mich gar nicht mehr erinnern.« Miller rieb sich die Hände. »Ich freu mich – wie ein alter Familienvater auf den Puff.«

Reddy sagte nichts. Er grinste nur.

Die beiden Männer waren ein gut eingespieltes Team. Sie kannten sich schon lange und schoben auch immer zusammen Dienst. Sie wohnten sogar in London in der gleichen Straße, und wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte Redcliffs Sohn Bob Millers Tochter geheiratet.

Aber die Kinder hatten sich anders entschieden.

Redcliff bog jetzt von der Straße ab. Der Wagen rumpelte über einen Feldweg, der quer durch das Moor führte. Zum Glück war der Weg breit genug, trotzdem wurde der Wagen mehr als einmal von tiefhängenden Ästen oder Zweigen gestreift.

Es war ein schwüler Tag. Die Luft stand über dem Moor. Kein Hauch wehte. Mücken und Stechfliegen hatten hier ihr Paradies gefunden. Zu Tausenden hatten sie sich gesammelt und veranstalteten dicht über der Oberfläche des Sumpfes ihre bizarren Tänze.

Die beiden Männer hatten die Fenster heruntergekurbelt. Aber auch

der Fahrtwind brachte keine Kühlung. Ihnen war natürlich klar, daß sie sich in gewissem Sinne ungesetzlich verhielten. Unterwegs einfach ein Bier zu trinken, das war im Dienstplan nicht drin.

Plötzlich fing Redcliff an zu grinsen »Was hast du?« fragte Miller.

»Ich denke nur gerade an unseren Freund dahinten. Der wird sich doch das ganze Wasser aus dem Leib schwitzen. Überleg mal, bei dem Wetter auf der geschlossenen Ladefläche sitzen, das ist wie in einem Ofen.«

Miller hob die Schultern. »Sein Pech.« Dann zeigte er nach vorn. »Da, das Gasthaus.« Bob Miller hustete. »Das sieht ja noch verfallener aus, als ich es in Erinnerung habe.«

Die Männer hielten vor dem Dartmoor Inn. Clark Haskell, der Wirt, stand auf der offenen Türschwelle. Ein breites Grinsen überzog sein Gesicht, als er die Männer erkannte. »Miller und Reddy! Na, wenn das keine Überraschung ist.«

Die beiden Beamten sprangen aus dem Führerhaus und reichten Haskell die Hand.

»Dann kommt erst mal rein, Jungs«, sagte der Wirt, blieb aber im gleichen Moment stehen und zeigte auf den Gefängniswagen. »Und wen habt ihr mitgebracht?«

»Einen nur. Totschlag. Fünfzehn Jahre.«

Haskell pfiff durch die Zähne. »Eine verdammt lange Ecke. Armes Schwein.« Haskell stellte sich auf die Zehenspitzen und peilte durch das vergitterte Fenster.

Der Gefangene saß auf der Pritsche. Er hatte den Kopf gesenkt und in beide Handflächen gestützt. Haskell konnte nur sein blondes Haar sehen.

Die Männer betraten den Gastraum.

Miller und Redcliff waren nicht die einzigen Gäste. In der Ecke saß ein alter Mann am Tisch und döste vor sich hin. Als die Männer eintraten, hob er den Kopf und grinste.

»Willkommen, Freunde. Willkommen im besten Restaurant der Welt. Hier kriegen Sie alles, was ihr Herz begehrt. Hier…«

»Und du kriegst gleich einen vor deine Schnauze, Paddy«, sagte der Wirt und legte seine Rechte auf die Schulter des Penners.

Paddy kicherte, »t'schuldigung, aber ich wollte ja nur Reklame für dein Eta. Eta. … ach egal, für deine Pinte machen.«

Haskell ging hinter den Tresen, vor – dem die beiden Beamten schon Aufstellung genommen hatten. »Paddy ist ein harmloser Irrer. Lebt irgendwo im Sumpf und sammelt Kräuter. Er verkauft sie dann in Scranton. Außerdem ist er nicht ganz richtig im Kopf.«

Die Beamten grinsten. Synchron griffen sie dann nach den beiden gut gefüllten Bierkrügen.

»Oh, tut das gut«, stöhnte Redcliff, der seine Uniformjacke geöffnet

hatte und sich mit dem Handrücken über die Lippen wischte. »Das ist ein Geschenk des Himmels.«

Auch Bob Miller strahlte. Er hatte den Krug mit einem Zug geleert.

Der Wirt füllte gleich zwei neue.

»Habt ihr eigentlich das Zuchthaus schon mal innen gesehen?« fragte er.

»Nein, danke.« Miller schüttelte den Kopf. »Wir fahren nur bis in den Hof, das reicht uns.«

»Es sollen ja in letzter Zeit drei Leute verschwunden sein«, meinte Haskell.

»Aus Dartmoor?« fragte Miller staunend.

»Ja.«

»Aber das gilt doch als ausbruchssicher«, mischte sich Redcliff ein.

»Die waren doch immer so stolz auf ihre Bilanz. In den letzten zwanzig Jahren ist es nie einem gelungen, aus den Mauern rauszukommen.«

»Das ist ja nun wohl vorbei.«

»Hat man denn von den dreien eine Spur gefunden?« setzte Redcliff nach.

»Nein.«

»Dann hat der Sumpf sie verschluckt«, sagte Miller überzeugt und trank wieder einen Schluck Bier.

»Kann sein.«

»Also uns soll es nicht jucken«, meinte Miller. »Das ist euer Problem.« Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Verdammt, Reddy, wir müssen weg. Zahlst du?«

Redcliff grinste. »Okay, ich habe heute meinen sozialen Tag.« Er legte einige Geldstücke auf den Tresen.

Die Beamten tranken ihre Gläser leer, und der Wirt begleitete seine Gäste noch nach draußen. »Dann wißt ihr auch nicht, was man in London von den Ausbrechern sagt.«

»Nein.« Miller setzte sich wieder auf den Beifahrersitz. »Wie gesagt, wir haben nichts gehört. Aber warum interessiert dich das so?«

Haskell hob die Schultern »Ihr kennt ja meine Situation. Man lebt hier ziemlich einsam und ist froh über jede Information von draußen.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Der Motor des Wagens brummte auf.

Redcliff mußte wenden, um wieder auf den Weg zu gelangen. Clark Haskell sah dem Wagen nach, bis er verschwunden war. Dann ging er wieder in sein Lokal zurück.

Er wußte nicht, daß sich die beiden Beamten über ihn unterhielten.

»Ein komischer Typ«, meinte Miller »Wenn man sich den so ansieht, kann man direkt Herzklopfen bekommen.«

»Ja ‘ne Schönheit ist er gerade nicht. Aber guck dich an…«

»Erlaube mal. Ich war damals einer der schönsten Männer von…«

Redcliff lachte. »Hör auf, sonst glaube ich es noch.«

Zwei Minuten nach fünfzehn Uhr hatte der Gefangenentransporter das Zuchthaus Dartmoor erreicht.

Die dicken Mauern faszinierten die beiden Männern immer wieder aufs neue. Genau wie die Wachttürme, die Tag und Nacht besetzt und mit Maschinengewehren bestückt waren.

Redcliff hupte.

In der Mitte des schweren Eisentores öffnete sich eine Klappe, in dessen Viereck ein Gesicht erschien.

»Augenblick«, rief eine Stimme.

Wenig später schwang das schwere Tor zur Seite, und Redcliff steuerte den Wagen auf den großen Innenhof. Er war mit Kopfsteinen gepflastert und wurde von den Zuchthausgebäuden eingerahmt.

Zwei Männer kamen auf den Wagen zu. Ihre Gesichter waren genauso düster wie der gesamte Komplex hier. Einer von ihnen war den Männern bekannt. Er hieß Titus McGivern, war einer der Oberaufseher und galt als brutales Schwein.

McGivern war ein gedrungener Typ mit einem Schmerbauch, kleinen tückischen Augen und heller Gesichtshaut, die allerdings jetzt durch die Sonne rot verbrannt war. Blondes Haar bedeckte seinen kantigen Schädel. Es war unter der Uniformmütze verborgen.

Bob Miller war ausgestiegen. Er hielt die Papiere des Gefangenen bereits in der Hand und übergab sie McGivern.

Der Oberaufseher blätterte darin herum und schürzte die Lippen.

»Fünfzehn Jahre«, kicherte er, »das ist gut. Der wird viel Zeit bei uns haben.«

»Können wir den Wagen jetzt öffnen?« fragte Miller.

Titus McGivern grinste böse. »Meinetwegen«

Miller schloß die Hintertür des Gefängniswagens auf. Die Tür quietschte in den Scharnieren.

Der Gefangene erhob sich von der Pritsche, Er war ein großer, durchtrainierter, blondhaariger Mann, der sich geschmeidig bewegte und mit einem Satz auf den Boden sprang. Er überragte Titus McGivern um einen Kopf.

Augenblicklich spürte der Neuankömmling die Feindschaft, die ihm von diesem Mann entgegenströmte.

McGivern grinste falsch. »Fünfzehn Jahre, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sir, heißt das!«

»Ja, Sir.«

»Schon besser!«

»Und jetzt sagen Sie mir mal Ihren Namen, Mister. Ich habe ihn zwar vorhin gelesen, aber wieder vergessen.«

Der blondhaarige Mann holte tief Luft. Dann sagte er: »Mein Name ist

John Sinclair!«

***

Eine Viertelstunde später begann die stupide Prozedur. John mußte seine Zivilkleidung abgeben, sich duschen, und danach konnte er dann die Anstaltskluft in Empfang nehmen. Grünes, billiges Unterzeug und Jacke und Hose. Das Zeug war aus rauher Baumwolle hergestellt. Die schweren Schuhe waren John eine Nummer zu groß, aber immer noch besser als zu klein.

Der Beamte, der ihm die Kleidung gab, hatte heute wohl seinen schlechten Tag.

»Beeil dich«, knurrte er, »ich will hier nicht festwachsen.«

John senkte den Kopf. Er hatte sich vorgenommen, erst einmal den Mund zu halten.

John mußte quittieren, und dann wurde er unter Bewachung in seine Zelle geführt.

Zwei Beamte begleiteten ihn. Einer davon war Titus McGivern.

Es ging durch lange Gänge. Jedesmal wenn sie einen neuen Flügel betraten, schloß McGivern eine Eisentür auf. Die Mauern waren dick, die Türen mehr als stabil, und außerdem wurden die Gänge durch Fernsehkameras überwacht.

Ein Ausbruch war so gut wie unmöglich.

Und doch waren drei Gefangene verschwunden…

Vor einer Zelle mit der Nummer siebzehn blieben die Männer stehen.

Die Tür war aus stabilem Holz und besaß im oberen Drittel eine Klappe, durch die das Essen gereicht wurde.

McGivern persönlich schloß die Tür auf.

»Rein mit dir«, sagte er.

Es war eine Zwei-Mann-Zelle. Die Betten standen nebeneinander.

Dazwischen befand sich der Gang. Das vergitterte Fenster war in die der Tür gegenüberliegende Wand eingelassen worden. Darunter stand der Kübel. Über den Betten gab es jeweils ein Regal, auf dem die Gefangenen ihre persönlichen Habseligkeiten ablegen konnten. Wie zum Beispiel das Eßgeschirr.

McGivern war in der offenen Tür stehengeblieben. »Hör zu, Sinclair«, sagte er, »damit wir uns schon am Anfang richtig verstehen. Hier herrscht Disziplin. Wer sich nach meinen Wünschen richtet, hat den Himmel auf Erden. Stellt er sich jedoch gegen mich«, jetzt grinste McGivern wie ein Teufel, »wird er schon bald wünschen, nie geboren zu sein. Hast du das verstanden, Sinclair?«

»Ja, Sir.«

»Dann ist es gut. Über alles andere wird dich dein Zellenkumpan unterrichten. Er kommt erst heute abend zurück. Er arbeitet im Moor. Dafür werden wir dich auch einteilen. Und schlag dir eine Flucht

gleich aus dem Kopf. Durch den Sumpf ist noch niemand entkommen. Das wär's dann wohl.«

McGivern warf John noch einen tückischen Blick zu und verließ die Zelle. Sekunden später drehte sich zweimal der Schlüssel im Schloß.

John Sinclair war allein.

Der Geister-Jäger setzte sich erst einmal auf sein Bett. Sein Vorgänger mußte es ausgelegen haben, denn die Matratze besaß in der Mitte eine Kuhle. John hätte gern eine Zigarette geraucht, aber man hatte ihm die Glimmstengel abgenommen Schon jetzt begann er, den Job, den er übernommen hatte, zu verfluchen.

Begonnen hatte alles vor einer Woche. Da war ein gewisser Doktor Murdock bei Superintendent Powell gewesen. Haarklein hatte er Johns Vorgesetzten von den seltsamen Ereignissen rund um Dartmoor berichtet. Auch von der Flucht der drei Gefangenen. Ausschlaggebend für Johns Einsatz war jedoch das Auftauchen des Monsters gewesen.

Es war von mehreren Leuten gesehen worden, und John konnte sich nicht vorstellen, daß alle einer Halluzination zum Opfer gefallen waren.

Er und Powell hatten hin und her überlegt. Sie waren schließlich zu dem Entschluß gekommen, daß John in das Zuchthaus eingeschmuggelt werden sollte. Niemand – außer Powell und dem Innenminister – wußte Bescheid. Selbst der Zuchthausdirektor nicht.

John sollte völlig unauffällig arbeiten und – wenn möglich – mit dem Helfershelfer der Ausbrecher Kontakt aufnehmen. Sollte sich nach einer Woche nichts getan haben, wurde man die Aktion abbrechen.

John war mit falschen Papieren ausgerüstet worden. Sie waren von echten gar nicht zu unterscheiden. Es gab Spezialisten beim Yard, die sich dieser Sache angenommen hatten John selbst war von diesem Auftrag nicht begeistert gewesen. Aber er hatte eingesehen, daß dies der beste Weg zum Erfolg war. Er hatte noch nie im »Knast« gesessen und war auch – das mußte er sich ehrlich eingestehen – ein wenig neugierig. Allerdings mußte er jetzt zugeben, daß er doch zu optimistisch gewesen war. Diese verdammte Zelle mit den dicken Mauern konnte einen Menschen schon gemütskrank machen. John Sinclair war es immer gewohnt, frei zu arbeiten. Er hatte einen Sonderjob beim Yard, war Spezialist für übersinnliche Fälle. Er wußte, daß es finstere Mächte gab, die zum Angriff auf die Menschheit angesetzt hatten. Die vergangenen Jahre hatten ihn gelernt, die Dinge aus anderen Augen zu betrachten. Er hatte gegen Vampire, Dämonen und andere Höllengeschöpfe gekämpft – und gewonnen.

Es gab nicht einen Fall, den John Sinclair nicht zu einem guten Ende geführt hatte. Erst vor zwei Wochen war es ihm gelungen, den Mandarin, einen gefährlichen Satansdiener, auszuschalten. [1]

Und von seinem bisher größten Gegner, Doktor Tod, hatte John eine

Narbe auf der rechten Wange zurückbehalten.

Nun, das war Schnee von gestern, und John Sinclair konzentrierte sich auf die Gegenwart. Er nutzte die Chance der Ruhe noch aus und legte sich auf das Bett.

***

Dicke, mit Schimmel und Feuchtigkeit überzogene Mauern umschlossen den kleinen Kellerraum. Die Luft, schwer und stickig, war kaum zu atmen. Irgendwo tropfte Wasser von der Decke und fiel mit leisem Platschen in eine Pfütze.

An den Wänden brannten zwei Fackeln. Die obere Hälfte des Holzstiels war mit Pech beschmiert, und die blakenden Flammen verströmten einen beißenden Geruch.

Das Licht der Fackeln reichte aus, um den Kellerraum zu erhellen.

Drei Steinsärge standen nebeneinander und nahmen die gesamte Breite des Kellers ein. Das Gestein war feucht. Moos hatte an den Seitenflächen der Särge einen nassen glitschigen Film gebildet.

Zwei Särge waren belegt. Der dritte war leer.

Das Licht der Fackeln strich über die offenen Särge und leuchtete die beiden darin liegenden Gestalten an.

Es waren Teufelsgeschöpfe!

Ihre Haut war grün. Wie Pergament spannte sie sich über die Knochen Haare hatten die Geschöpfe keine. Ihre Schädel waren glatt, die Augen sahen aus wie zwei Kugeln.

Sie lagen auf dem Rücken, die Hände über der Brust verschränkt.

Kein Atemzug drang aus ihren Mäulern. Sie schienen wie tot, und doch lebten sie.

Aber es war kein normales Leben. Ein dämonischer Zauber hatte ihnen ein unseliges untotes Leben eingehaucht. Ein Leben, in dem nur eines zählte.

Vernichtung!

Ihr Programm hieß Mord, denn die Kräfte der Hölle kannten nur das Töten. Für sie existierte keine gute Seite, das Böse steckte wie ein Keim in ihnen. Und dieser Keim trug oft grausame Früchte. Immer wieder waren Menschen die Opfer, wurden konfrontiert mit den Mächten aus einer anderen Welt, die eigentlich nur in Sagen und Märchen existierte.

Bis vor wenigen Tagen noch waren die zwei Monster ganz normale Menschen gewesen. Sie hatten im Zuchthaus Dartmoor gelebt, um dort für ihre Verbrechen zu büßen. Doch dann war jemand gekommen und hatte ihnen die Freiheit versprochen. Sie hatten zugegriffen, genau wie das dritte Monster, das jetzt allerdings ein Opfer des Moors war.

Genau wie er waren die beiden anderen mit großen Hoffnungen in die Freiheit gegangen, doch sie hatten nicht geahnt, daß sie einem

Untier in die Hände gefallen waren. Einer menschlichen Bestie, die die Schwarze Magie studiert und sie zu willenlosen Sklaven gemacht hatte. Nur bei dem dritten Monster war sein Versuch fehlgeschlagen. Es hatte sich befreien können, und die allerletzten menschlichen Instinkte, die noch in ihm wohnten, hatten ihn in das Dorf getrieben, wo es die Menschen in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Niemand außer dem Meister kannte den Keller. Er selbst hatte dieses Verlies nur durch Zufall entdeckt. Ein alter Schrank hatte vor dem Zugang zu dem Keller gestanden, und als der Meister das Verlies betreten hatte, da war es um ihn geschehen. Die dämonische Ausstrahlung nahm ihn sofort gefangen. Er hatte Befehle bekommen und dann gewußt, was in Zukunft seine Aufgabe war.

Schritte durchbrachen die lastende Stille.

Der Meister kam!

Langsam stieg er die Kellertreppe hinab, betrat den normalen, als Lager eingerichteten Kellerraum und rückte wieder den alten Schrank zur Seite.

Jetzt lag das Verlies vor ihm!

Zwei Schritte brachten den Meister in das Innere des unheimlichen Kellers. Das Licht der Fackel umtanzte seine Gestalt. Der Meister trug noch immer die Kleidung, die er auch auf dem Boot getragen hatte. Der lange dunkle Mantel reichte fast bis zum Boden.

Der Kragen war hochgestellt, verdeckte die untere Hälfte des Gesichtes. Die breite Krempe des Schlapphutes hatte er tief in die Stirn gezogen, nur die fanatisch blickenden Augen leuchteten aus dem Schatten des Hutes.

Vor den drei Särgen blieb der Meister stehen. Seine Arme hingen an beiden Seiten des Körpers herab, die Hände waren zu Fäusten geballt.

Lange starrte er die beiden Geschöpfe an. Ja, er hatte sie erschaffen, und die Schwarze Magie hatte ihm die Voraussetzungen dafür gegeben.

Kein Muskel rührte sich bei den beiden Bestien. Blicklos starrten die weißen, mit roten Äderchen durchzogenen Augen gegen die niedrige Decke. Aber der Meister wußte, daß er nur eine Beschwörung zu sprechen brauchte, um die Geschöpfe zu erwecken. Diese beiden würden ihm gehorchen, bei ihnen hatte er keine Fehler gemacht, wie bei dem dritten Monster, das plötzlich verschwunden gewesen war.

Noch immer war der dritte Sarg frei. Noch immer hatte der Meister kein Opfer gefunden.

Es war nicht einfach für ihn. Die Mächte, mit denen er sich verbunden hatte, nahmen langst nicht jeden. Nein, er hatte sich seine Opfer sorgfältig aussuchen müssen.

Er hatte auch schon ein drittes Opfer ins Auge gefaßt gehabt.

Frederick K. Bannister, den Zuchthausdirektor, denn mit ihm hatte

der Meister noch eine persönliche Rechnung zu begleichen.

Aber jetzt war eine andere Situation eingetreten. Ein neues Opfer war ihm aufgefallen. Mit dem sicheren Instinkt eines Raubtieres hatte er es erkannt. Dieser Mann, den er sich ausgesucht hatte, war nahezu ideal für sein Experiment.

Er würde den Mächten der Hölle gefallen.

Vielleicht schon morgen wollte er mit ihm Kontakt aufnehmen.

Fünfzehn Jahre hatte man dem Mann aufgebrummt. Er würde nach dem Strohhalm der Freiheit greifen, wie ein Ertrinkender.

Dieser Mann, den der Meister auserwählt hatte, war niemand anderer als John Sinclair…

***

Vier Stunden später ging es rund!

John hatte die Stimmen schon auf dem Gefängnishof gehört, war ans Fenster getreten und hatte versucht, nach unten zu peilen. Doch der Winkel war zu ungünstig, er hatte nicht viel erkennen können.

Draußen auf den Gängen wurden Befehle gebrüllt. Pfeifen schrillten.

Genagelte Sohlen knallten über den Gang.

Schlüssel klirrten. Zellentüren wurden aufgezogen und wieder zugeworfen.

Dann war Johns Zelle an der Reihe. Die Tür ging auf, und Johns Zellennachbar stolperte herein.

Ein Wärter knallte die Tür wieder zu.

John Sinclair mußte leicht schlucken. Der Knabe, mit dem er die Zelle nun teilen sollte, war nicht dazu angetan, ihm Mut zu machen. Im Gegenteil, man konnte Angst vor ihm bekommen.

Der Schädel war fast quadratisch. Das pechschwarze Haar war zu einer Bürste geschnitten, dafür reichten die Koteletten bis zu den Mundwinkeln. Leicht schräg stehende Augen verrieten, daß der Mann ein Mischling war. Die Lippen waren aufgeworfen, und das rechte Ohr war verkrüppelt.

Der Mann spie aus und ließ sich auf seine Pritsche fallen. Aus knopfgroßen Augen starrte er John an.

Der Geister-Jäger sagte nichts. Er bemühte sich um ein freundliches Lächeln.

Jetzt verzog sein Zellennachbar das breite Gesicht zu einem noch breiteren Grinsen Allerdings hatte John dabei das Gefühl, von einem Menschenfresser auf Schreckhaftigkeit geprüft zu werden.

»Wieviel Jahre?« fragte der ›Schrank‹.

John mußte sich ein Lachen verbeißen. Die Stimme des Kerls klang seltsam hoch, so als hätten sie ihm etwas Wichtiges genommen.

»Fünfzehn!«

Der Kerl kicherte. »Genau wie ich. Fünf habe ich allerdings schon

weg. Und weswegen sitzt du hier?«
»Totschlag.«
»Wen hast du denn alle gemacht?«
»Mein Weib. Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Die hat das ganze Geld verschleudert. Und da ist mir eines Tages der Kragen geplatzt.«
Der Schlitzäugige hustete trocken. »Ein Weib also hast du gekillt.«
»Ja, und du?«
»Weißt du das nicht?«
»Nein.«
Der Kerl leckte sich über die Finger. »Kinder«, sagte er. »Mädchen, du verstehst…«
Scharf zog John Sinclair die Luft ein. In seinem Innern schien sich eine unsichtbare Stahlsaite zu spannen. Wenn er irgendwelche Menschen haßte, dann waren es die, die sich an Kindern vergriffen. John mußte sich beherrschen, um nicht aufzuspringen.
»Paßt dir wohl nicht, wie?«
»Doch, doch. Ist nur nicht mein Fall.«
»Kann ich mir denken.« Der Kerl strich sich mit seiner bratpfannengroßen Hand über die Bürstenhaare. Dann plötzlich schnellte sein Arm vor. Er streckte John die Hand hin.
»Ich bin Kubak«, sagte er »Einfach Kubak.«
John schlug ein, obwohl er sich ekelte. »Kannst mich John nennen.«
Kubak nickte. Und dann drückte er zu.
Der plötzliche Schmerz trieb John Sinclair die Tränen in die Augen.
Nie hatte er mit diesem gemeinen Trick gerechnet. Er hatte das Gefühl, seine Hand wäre in einen Schraubstock geraten.
Und Kubak grinste. In seinen Augen leuchtete ein sadistisches Feuer.
»Verdammt«, keuchte John. »Laß los, zum Teufel.«
»Gleich, John, gleich«, kicherte Kubak. »Aber erst sagst du mir, wer der Boß von uns beiden hier ist.«
»Du bist der Boß«, keuchte John.
Kubak ließ los.
»Oh, verdammt!« John ließ sich auf sein Bett zurückfallen und rieb sich die rechte Hand. Er versuchte, die Finger zu bewegen. Es ging.
Gebrochen war nichts.
Kubak saß auf dem Bettrand und grinste. Er freute sich wie ein kleines Kind zu Weihnachten. John Sinclair beschloß in diesem Augenblick, Kubak den »kleinen Scherz« bei passender Gelegenheit heimzuzahlen.
Aber vorerst mußte er sich ducken.
»Mann, hast du Kraft.« John hatte instinktiv erkannt, wie man Kubak beikommen konnte.
Kubak grinste geschmeichelt. »Ja, ich bin der Stärkste hier. Selbst

McGivern ist vorsichtig.«

»Wer ist McGivern?«

Kubaks Augen wurden groß. »Du kennst McGivern nicht? Das ist dieser kleine dicke Kerl, der Oberaufseher. Er wird auch Porky, das Schwein genannt. Aber laß dir nur nicht einfallen, den Namen mal zu erwähnen, wenn er in der Nähe ist.«

»Was passiert denn dann?«

Kubak lachte. »Dann gibt es Einzelhaft. Dunkelzelle und so.«

»Ich dachte, die gäbe es nicht mehr.«

»Hast du eine Ahnung. Hier gibt es noch viele Sachen. Aber du hast ja Zeit genug, sie kennenzulernen.«

John wechselte das Thema. »Wann kriegt man hier eigentlich sein Essen?«

»Das wird gleich gebracht. Tagsüber mußt du ja im Moor arbeiten. Dann kommen sie und bringen es dir hin. Du kriegst auch einmal in der Woche frische Kleidung. Die andere wird dann gewaschen. Ist 'n guter Job in der Wäscherei, kommen aber nur Lieblinge von McGivern hin.«

Ehe Kubak weiterreden konnte, hörten sie von draußen das Klappern von Eßgeschirren. Kubak stand auf und nahm seinen Napf vom Regal.

John tat es ihm nach. Napf und Besteck waren aus billigstem Aluminium.

Breitbeinig nahm Kubak vor der Tür Aufstellung. Er pfiff ein Lied und klopfte den Takt mit dem Löffel gegen seinen Eßnapf.

Endlich ging die Klappe in der Tür auf.

»Na, Kubak, Hunger?« fragte eine rauhe Stimme.

»Und wie, Chef.«

Kubak hatte sich etwas gedreht, und John konnte sehen, wie ein Kalfaktor den Napf bis zum Rand mit Eintopf füllte.

Kubak grinste, setzte sich auf seine Pritsche und begann zu fressen.

Dies im wahrsten Sinne des Wortes. John hatte noch nie jemand so schlürfen und schmatzen gehört. Er hatte dabei schon gar keinen Appetit mehr.

Dann war der Geister-Jäger an der Reihe.

Der Kalfaktor – ein glatzköpfiger Mann mit Segelohren – grinste ihn an. »Du bist neu, was?«

»Scharf kombiniert, Kumpel«, erwiderte John.

»Lassen Sie die Späße«, erwiderte der Wärter, der den Kalfaktor begleitete. John bekam seinen Napf nur halbvoll.

»Du hast ja auch heute nicht gearbeitet«, sagte der Kalfaktor.

Auch 'ne Art, Freunde zu gewinnen, dachte John.

Die Klappe wurde wieder zugeknallt.

John setzte sich wie Kubak auf die Bettkante. Mißtrauisch betrachtete er sein Essen. Es war ein Gemisch aus Bohnen, Kartoffeln

und Erbsen. Es roch so, wie es aussah.

John rührte mit dem Löffel um und wollte gerade probieren, als er Kubaks schwielige Hand auf seinem rechten Knie spürte.

»Hör zu, Freund«, sagte der Kerl mit seiner Kastratenstimme. »Die Hälfte von deinem Essen ist für mich. Schließlich bin ich der Boß hier. Okay?«

John nickte. »Kannst du haben.«

Kubak war zufrieden, Zwischen den Bissen sagte er: »Wir werden doch noch Freunde, John.«

Der Geister-Jäger grinste, dachte aber gleichzeitig, daß er auf diese Freundschaft verzichten konnte.

Kubak fraß noch immer wie ein Halbverhungerter. Er kratzte sogar noch die Schüssel aus. Das dabei entstehende Geräusch erzeugte bei John Ohrenschmerzen.

Dann nahm Kubak Johns Schüssel.

Auch die aß er bis zur letzten Erbse leer. Anschließend rülpste er und legte sich zurück.

»Das Essen ist gar nicht so schlecht«, meinte er.

John enthielt sich einer Antwort. Fünfzehn Jahre mit solch einem Kerl in einer Zelle zu sitzen? Dann lieber tot sein, dachte der Oberinspektor.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als sich der Schlüssel zweimal im Schloß drehte.

Die Tür ging auf, und dann stand Titus McGivern in der Zelle.

»Komm mit, Sinclair«, sagte er.

John trottete an McGivern vorbei. Auf dem Gang wartete ein zweiter Aufseher. Es war der, den John auch bei der Essensausgabe gesehen hatte.

»Wo geht's denn hin?« fragte der Geister-Jäger, als sie über den langen Flur schritten.

»Fragen werden hier nicht gestellt«, bellte McGivern. »Aber ich will mal eine Ausnahme machen. Der Direktor möchte Sie sprechen, Sinclair. Er redet immer allen Neuen ins Gewissen. Hinterher fühlen sie sich direkt besser.«

»Das glaube ich«, murmelte John, aber so leise, daß es die beiden Beamten nicht verstehen konnten.

John wurde in den Westflügel des Zuchthaustraktes geführt. Hier lagen die Verwaltungsräume, unter anderem auch das Büro des Direktors.

»Frederick K. Bannister« stand mit Messingbuchstaben auf der Tür.

McGivern zog noch seine Uniform zurecht, ehe er anklopfte.

»Kommen Sie herein!« ertönte eine militärisch barsche Stimme, John wurde von McGivern in den Raum geschoben. »Und benehmen Sie sich«, flüsterte er dem Oberinspektor noch zu.

Bannister saß hinter seinem Schreibtisch. Kerzengerade wie ein Bleistift.

Der Stimme nach hatte John sich den Mann auch so vorgestellt.

Kurzer Haarschnitt, hager, hochgewachsen, straffe Gestalt. Die Augen hinter den getonten Brillengläsern fixierten John scharf.

Titus McGivern blieb zwei Schritte hinter dem Geister-Jäger stehen.

Mit auf dem Rücken gefalteten Händen.

Bannister bot John keinen Platz an. So etwas gab es nicht in einem Zuchthaus.

Ungefähr zehn Sekunden dauerte die Musterung. Dann räusperte Bannister sich, schlug Johns sauber präparierte Akte auf und sagte:

»Sie sind also Sinclair?«

»Ja, Sir.«

»Und Sie haben Ihre Frau umgebracht.«

»Deshalb bin ich verurteilt worden.«

»Ja, fünfzehn Jahre. Noch viel zu wenig für einen Typ wie Sie. Auf Totschlag hat das Gericht ja erkannt. Sie mußten einen guten Anwalt gehabt haben. Sie wissen ja, wenn Sie hier herauskommen, sind Sie fast fünfzig. Eine verdammt lange Zeit, fünfzehn Jahre. Was waren Sie eigentlich vorher von Beruf?«

»Kaufmann. Ich habe in der Exportabteilung einer Firma gearbeitet, die elektronische Geräte herstellt.«

»Und dann sind Sie durchgedreht, wie?«

John hob nur die Schultern.

Der Direktor strich sich über seinen schmalen Nasenrücken.

»Fünfzehn Jahre, Sinclair. Sie haben die Wahl. Sie sind ein intelligenter Mann. Sie können hier im Zuchthaus ein gutes Leben haben. Der Leiter unserer Bücherei wird in zwei Monaten entlassen. Wir suchen immer noch einen passenden Nachfolger. Das wäre was für Sie, aber wie gesagt, nur wenn Sie sich gut führen. Doch erst einmal werden Sie im Moor arbeiten. Ihr Zellengenosse wird Sie bestimmt einweisen. Ach ja, wer ist es eigentlich?«

»Er heißt Kubak.«

Der Direktor zuckte unmerklich zusammen, »Kubak, na ja, da sind Sie ja an den richtigen geraten. Aber man muß alles mal durchgemacht haben. Und denken Sie immer daran, ich werde ein Auge auf Sie haben.«

»Ja, Sir.«

Der Direktor hob die Augenbrauen. »Haben Sie sonst noch Fragen, Sinclair?«

Jetzt ritt John der Teufel. Er wollte, wie man so schön sagt, auf den Busch klopfen. »Ja, Sir.«

»Dann sprechen Sie.«

»Ich habe gehört, es hat drei Ausbrüche gegeben.«

Jetzt wäre der Direktor bald wie eine Rakete an die Decke gefahren.

Hinter John stieß McGivern scharf die Luft aus.

Der Geister-Jäger versuchte sein harmlosestes Gesicht aufzusetzen und hoffte nur, daß es ihm gelang.

»Wer hat diesen Unsinn erzählt?« fragte Bannister mit klirrender Stimme.

»Bitte, Sir. Ich weiß es nicht Ich habe es nur gehört.«

»Sagen Sie mir den Namen!«

»Ich kenne den Mann nicht. Außerdem habe ich es nicht hier im Zuchthaus vernommen, sondern schon in London.« John bluffte eiskalt. Und am Gesicht des Direktors erkannte er, daß der Mann den Bluff schluckte.

»Okay, Sinclair, Sie können vorerst gehen. Sie, McGivern, kommen hinterher noch mal zu mir.«

»Jawohl, Sir.«

McGivern gab John einen Stoß in die Seite »Los, kommen Sie, Sinclair.«

Der andere Beamte hatte draußen gewartet. Wie ein unmündiges Kind wurde John Sinclair wieder zurückgeführt.

»Sinclair, Sie machen sich selbst das Leben schwer«, sagte McGivern gefährlich leise. »Sie hätten nicht solch eine dumme Frage stellen sollen. Der Direktor wird schlechte Laune haben, und die läßt er oft an uns aus. Ungerechterweise, muß ich sagen. Aber wir – wir geben diese Laune weiter, an die Gefangenen. Sie verstehen doch, Sinclair.«

»Natürlich, Sir. Aber gerechterweise.«

»Wieso?«

»Ich meine, Sie geben die Laune gerechterweise an die Untergebenen weiter, Sir. Wirklich, eine seltene Arroganz, die Sie hier an den Tag legen.«

»Sinclair!« McGivern platzte bald vor Wut. John aber auch. Er konnte einfach Typen wie McGivern und Bannister nicht ausstehen. Okay, er war höchstens eine Woche hier. Er sollte sich etwas zurückhalten, er wollte sich aber auch nicht zur Schnecke machen lassen. Weder von Kubak noch von den Beamten.

John war mit den beiden Beamten vor seiner Zelle stehengeblieben.

»Sinclair!« zischte McGivern, »ich sage Ihnen noch einmal, das war zu viel. Ich hatte Sie gewarnt, und Sie haben nicht gehört. Ab heute sind wir Feinde, Sinclair.«

»Ich kann es nicht ändern, Sir.« John blieb weiterhin gelassen, und das ärgerte diesen aufgeblasenen Bullen.

»Steck ihn in die Zelle, Joe!« befahl McGivern.

Der andere Beamte schloß die Tür auf. McGivern persönlich stieß John in die Zelle Bevor er jedoch abschloß, warf er dem Oberinspektor einen haßerfüllten Blick zu.

Kubak lag auf dem Bett. Als John hereinstolperte, hob er den Kopf.
»Na, wie war's?«
»Beschissen«, erwiderte John. »Einfach beschissen!«

***

Die beiden kleinen Fenster ließen kaum Licht in den Raum. Zusätzlich noch verdeckten braune Vorhänge die Scheiben. Ein großes Bücherregal stand an der Querwand des Raumes Fingerdick lag der Staub auf den Holzbrettern. Dem Regal gegenüber stand ein Tisch, mit einem gepolsterten hochlehnigen Stuhl davor.
Dieses Zimmer war das Reich des Meisters.
Er hatte den Keller wieder verlassen und sich in den Raum eingeschlossen. Das Zimmer lag in der ersten Etage seines Hauses und gehörte mit drei weiteren Zimmern zu den Wohnräumen.
Der Meister liebte den Raum. Hier hatte er seine Studien getrieben und den ersten Kontakt überhaupt mit der Dämonenwelt bekommen.
Als er das Haus vor zwei Jahren gekauft hatte, hatte er oben in der Wohnung eine Kiste mit Büchern gefunden. Es waren alte Schwarten, das Papier war vergilbt und zum Teil eingerissen. Der Meister hatte schon vorgehabt, die Bücher wegzuwerfen, als ihm plötzlich ein Buch in die Hand gefallen war, das ihn vom ersten Augenblick an in seinen Bann geschlagen hatte. Von dem Buch war eine gewisse Ausstrahlung ausgegangen, der sich der Meister nicht hatte entziehen können.
Der Umschlag des Buches war dunkel, zeigte aber in der Mitte einen stilisierten Teufelskopf. Die Augen waren in den Umschlag eingestanzt worden und die Augenhöhlen mit einem leuchtenden Material ausgefüllt.
Das Buch war in einer dem Meister völlig fremden Sprache geschrieben. Er hatte es aufgeklappt und dann das Gefühl gehabt, als wäre ein Funke auf ihn übergesprungen. Er konnte die seltsamen Zeichen und Worte plötzlich entziffern.
Und was er auf einmal zu lesen bekam, war von einer ungewöhnlichen Faszination. Das Buch gab ihm Einblicke in die Geschichte der anderen Seite – der Hölle!
Der Meister hatte immer wieder gelesen und war dann auf ein Kapitel gestoßen, das sich mit der Geschichte des von ihm gekauften Hauses befaßte.
Danach hatte der Meister gewußt, was er zu tun hatte.
In dieser Nacht stand er wieder vor seinem Bücherregal. Er hatte zwei Kerzen angezündet und sie auf den Tisch gestellt. Die Flammen brannten ruhig und erfüllten das Zimmer mit einem anheimelnden Licht.
Im Haus war es still. Draußen waberten Dunstschwaden über das Moor und formten sich zu skurrilen Gebilden.

Der Meister nahm das Buch aus dem Regal. Er trug es wie einen kostbaren Schatz und setzte sich dann an den Tisch. Behutsam legte er das Buch zwischen die beiden aufgestellten Kerzen und begann zu lesen. Obwohl er die Formeln und Beschwörungen kannte, faszinierten sie ihn doch immer wieder von neuem.

Die Zeit verging. Die Kerzen brannten herunter, und schließlich langte der Meister bei dem Kapitel an, das von der Geschichte des Hauses erzählte.

Der Meister las weiter, und es war ihm, als würde er plötzlich in eine andere Zeit versetzt. Ein seltsam kühler Hauch streifte durch das Zimmer, die Flammen begannen zu flackern, die Buchstaben verwischten vor den Augen des Mannes, verwandelten sich in plastische Bilder, und der Meister fand sich plötzlich als unsichtbaren Beobachter bei einem Geschehen wieder, das schon lange Zeit zurücklag.

Deutlich sah er die Person, die dieses Haus bewohnt hatte. Und er erlebte auch ihre letzte Stunde mit.

Es war eine schwüle Nacht. Die Gemüter der Menschen waren erhitzt Krieg tobte in dem Land. Streifende Soldaten plünderten, raubten und brandschatzten. Vor allem einsam liegende Gehöfte und Häuser waren eine willkommene Beute.

Die Frau, die in dieser Nacht am Fenster stand und nach draußen starrte, hatte keine Angst. Sie war schon alt und hatte ihr Leben bereits hinter sich. Aber sie hatte mit dem Satan gebuhlt und war im nahen Dorf als Hexe verschrien.

Jemand hatte sie beim Pfarrer angezeigt, und der Pfarrer hatte einen Hexenjäger bestellt, der jeden Tag eintreffen konnte.

Loretta kicherte. Dieser Hexenjäger würde sich wundem. Sie würden alles zugeben, ihm frech ihre Untaten ins Gesicht sagen. Dann konnte er sie ruhig töten. Ihr Leib war sterblich, doch ihre Seele würde in einem Zwischenreich umherwandern und irgendwann wieder auf die Erde zurückkehren.

Der Satan ließ seine Diener nie im Stich.

Der Sumpf war nahe, und das Quaken der Frösche war in dieser Nacht besonders laut. Bei Tageslicht konnte Loretta bis zu dem kleinen Hügel blicken, auf dem der Dreiergalgen stand.

Zwei Gehenkte schaukelten in den Schlingen. Verbrecher, Mörder! Sie sollten eine Nacht auf dem Galgenhügel hängen bleiben, damit sich der Teufel ihrer Seelen bemächtigen konnte.

Die Hexe kicherte. Sie rieb sich die faltigen, gichtkrummen Finger. Es raschelte, als würde Papier zusammengeknüllt.

Die Häscher bemühten sich, lautlos zu sein. Und doch entdeckte Loretta sie.

Das Mondlicht übergoß den Sumpf mit seinem silbrigen Schein.

Zweimal schon hatte Loretta Gestalten hinter einem Busch auftauchen sehen. Es war immer nur ein kurzer Augenblick gewesen, dann waren die Gestalten wieder verschwunden.

Die Hexe nickte vor sich hin. Es wurde Zeit, daß sie die Kiste mit den Büchern versteckte. Sie ging die altersschwache Stiege hoch. In der rechten Hand trug sie eine brennende Kerze, die sie auf einen Teller gestellt hatte.

Das Licht geisterte über das faltige Gesicht der Frau. Eingefallen waren die Wangen, und das dunkle Kopftuch ließ das Gesicht noch schmaler erscheinen.

Die Hexe sah aus wie eine lebende Mumie. Nur ihre Augen glühten in einem fanatischen Feuer. Es war der böse Blick, wie die ängstlichen Dorfbewohner sagten.

Die Hexe erreichte die oben liegenden Räume, Hier stand auch die Truhe mit den für sie wertvollen Büchern. Die Truhe war noch geöffnet. Loretta nahm ein Tuch und deckte damit die Bücher ab.

Dann schloß sie den Deckel der Truhe und riegelte ihn ab. Sie packte den eisernen Haltegriff und zog die Truhe in eine Ecke des Zimmers.

Anschließend malte sie mit magischer Kreide einige Zeichen auf die Truhe. So war garantiert, daß sie kein Uneingeweihter öffnete.

Die Häscher hatten jetzt die Haustür erreicht. Schwere Schläge dröhnten gegen das Holz.

»Wir kommen, Loretta!« brüllte eine Stimme. »Mach auf!«

Die Hexe dachte nicht daran. Sie kicherte und verkrampfte ihre Finger. »Etwas müßt ihr auch schon tun«, murmelte sie.

Langsam ging sie nach unten. Sie hatte etwa die Hälfte der Stiege hinter sich gebracht, da brachen die Männer die Tür auf.

Sie quollen wie die Ameisen in den kleinen Raum.

Sieben, acht Leute.

Sie hielten Fackeln und Kreuze in den Händen. Jeder der Männer hatte eine Waffe bei sich. Die meisten hatten Schwerter und Degen umgeschnallt. In manchen Gürteln steckten auch lange Messer.

Die Hexe blieb stehen. Der Anblick der Kreuze bereitete ihr fast körperliche Schmerzen. Sie hob die Hand vor die Augen und drehte den Kopf weg.

Ein Mann in einem schwarzen Wams, auf dessen Vorderseite ein Kreuz gestickt war, trat vor.

»Bist du eine Hexe?« fragte er.

»Ja!« kreischte Loretta »Ja, ich bin eine Hexe!«

Der Mann trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Du – du gibst es zu?«

»Ja.«

Der Hexenjäger tat einen tiefen Atemzug. »Dann ist alles klar, und wir brauchen keinen Prozeß mehr. Das Urteil wird sofort vollstreckt!«

Die übrigen Männer grölten Beifall. Sie überließen dem Hexenjäger die Initiative, trauten sich nicht so recht, selbst einzugreifen. Zu tief steckte die

Angst vor dem Bösen in ihnen.

»Los, Geoffrey, pack sie!« schrie jemand.

Mit Geoffrey war der Hexenjäger gemeint. Mit einer raschen Bewegung zog er sein Schwert aus der Scheide. Ein wenig zögernd ging er auf die Hexe zu. Dieses Weib war ihm unheimlich.

Loretta funkelte ihn an. Und plötzlich kreuzte sie ihre Hände gegeneinander, bewegte die Finger und murmelte eine finstere Beschwörung.

Im gleichen Augenblick ließ der Hexenjäger schreiend sein Schwert fallen. Es war plötzlich glühendheiß geworden. Die Waffe landete auf dem Boden und verformte sich. Die Spitze wurde stumpf, während die Schneide Wellenlinien bildete.

»Verfluchte Hexenbrut!«: brüllte Geoffrey. Doch seine Stimme ging unter in dem dämonischen Lachen der Hexe.

»Du Wurm willst mich besiegen?« schrie Loretta. »Nein, du bist viel zu schwach. Ich werde dich töten!«

Mit diesen Worten ging sie die Treppe hinunter, geradewegs auf den Hexenjäger zu.

Geoffrey drehte den Kopf.

Die anderen Männer waren bis zur Tür zurückgewichen. Angst und Entsetzen zeichnete ihre Gesichter. Der Mut schien sie verlassen zu haben.

Bis auf einen noch jungen Mann.

Er sprang plötzlich vor, an dem Hexenjäger vorbei und holte aus seiner Jacke ein geweihtes silbernes Kreuz hervor.

»Stirb, Elende!« rief er. »Dieses Kreuz soll uns vor der Hölle bewahren!«

Die Hexe blieb stehen Sie breitete ihre Arme aus, das Gesicht verzerrte sich. Deutlich spürte sie die Ausstrahlung des geweihten Kreuzes, dessen Macht größer war als die des Bösen.

Das Kreuz paralysierte die Hexe. Sie war wehrlos, konnte sich nicht mehr bewegen.

»Packt sie doch!« schrie der junge Mann. »Packt sie!«

Jetzt erst wurde der Hexenjäger wieder aktiv. Er und ein paar Männer sprangen vor. Eine Schlinge senkte sich über den Kopf der Hexe. Der Hexenjäger zog sie zu, während zwei andere Männer Loretta die Hände mit geweihten silbernen Drähten auf dem Rücken zusammenbanden.

Minuten später war Loretta wehrlos.

Wie ein Kalb am Strick wurde sie hinaus in die Nacht geführt. Der junge Mann ging neben ihr. Er hatte den rechten Arm ausgestreckt und hielt der Hexe das Kreuz entgegen.

Loretta schritt wie eine Marionette.

Die Männer führten sie in den Sumpf.

Schon bald quietschte unter ihren Sohlen das Wasser. Schlamm spritzte. Manchmal sanken die Männer bis zu den Schienbeinen im Morast ein. Die unzähligen Frösche hatten aufgehört zu quaken. Es schien, als halte selbst die Natur den Atem an.

Die Männer kannten den Weg, der durch den Sumpf führte. Es war nur ein schmaler Pfad, und der Junge mit dem Kreuz hatte Mühe, neben der Hexe zu gehen. Das Ziel der Gruppe war der Galgenhügel.

Deutlich hoben sich die Körper der beiden Gehenkten vom Mondlicht ab.

Eine Schlinge war noch frei.

Für Loretta, die Hexe!

Die Männer keuchten die kleine Anhöhe hoch. Der Fackelschein leuchtete weit in die Nacht, war bis zum Dorf zu sehen, und dort wußten die Zurückgebliebenen jetzt, daß der Hexe der Garaus gemacht werden sollte.

Kniehoch wucherte das Sumpfgras, das durch den lauen Sommerwind hin und her wogte. Keiner der Männer sprach ein Wort. Die Gesichter waren hart, in den Augen funkelte der Haß auf die Hexe.

Dann hatte die Gruppe den Galgen erreicht.

Sie stellten sich vor der noch freien Schlinge auf. Der Hexenjäger löste den Strick von Lorettas Kehle. Dann wurde die Hexe gepackt und unter die dritte, noch freie Schlinge gestellt.

Neben ihr schaukelten die beiden Gehenkten. Die Zunge hing ihnen aus dem Mund, und die Arme baumelten wie die Glieder einer Puppe zu beiden Seiten der Körper herab.

Es war ein makabres Bild.

Hügel der blutigen Schädel, hieß er im Volksmund. Und die Menschen hatten wirklich nicht übertrieben.

Die anderen Männer waren zurückgetreten, hatten einen Halbkreis gebildet. Zwei von ihnen schafften einen etwa armlangen Baumstumpf heran. Die Hexe mußte hinaufsteigen. Der Hexenjäger persönlich legte Loretta die Schlinge um den Hals.

Zufrieden besah sich der Hexenjäger sein Werk. Er dachte bereits an das Geld, das er später für seine Arbeit kassieren würde.

Die Hexe selbst hielt die Augen geschlossen. Loretta hatte sich völlig mit ihrem Schicksal abgefunden.

Niemand sprach mehr ein Wort. Der Hexenjäger umrundete Loretta und trat dann von hinten den Baumstamm weg.

Ein Zucken ging durch den Körper der Hexe, doch dann öffnete sie den Mund, und ein schauriges Lachen drang aus ihrer Kehle.

Die Männer bekamen es wieder mit der Angst zu tun, als sie bemerkten, daß die Hexe so nicht umzubringen war. Einige rannten weg, den Weg hinunter. Sie liefen, als wäre ihnen der Satan persönlich auf den Fersen.

»Bleibt hier!« brüllte der Hexenjäger.

Er tat das einzig Richtige, riß einem der Männer die Fackel aus der Hand und hielt die Flamme an die Kleider der Hexe.

Im Nu fraß sich das Feuer an Loretta hoch.

Und mit einemmal verstummte das Lachen. Dafür drang ein gellender Schrei aus dem Mund der Hexe. Ein Schrei, der sogar den Hexenjäger lähmte.

Und das wurde ihm zum Verhängnis.

Von einer dämonischen Kraft getrieben, schwang der brennende Körper der Hexe plötzlich vor, und Geoffrey, der sich nicht schnell genug in Sicherheit bringen konnte, wurde von den Flammen erfaßt.

Er reagierte viel zu spät.

Als er sich schreiend auf den Boden warf, um die Flammen zu löschen, hatte sich das Feuer schon bis zu seinen Haaren hochgefressen. Der Hexenjäger starb unter gräßlichen Qualen, denn es war niemand da, der ihm zu Hilfe eilte.

Seine Schreie mischten sich in die der Hexe.

Die Männer flohen panikartig von dem verfluchten Galgenhügel. Die nackte Todesangst saß ihnen im Nacken. Es dauerte lange, bis sie es riskierten, einen Blick zurückzuwerfen.

Der gesamte Hügel schien in Flammen zu stehen. Dabei brannte nur der Galgen. Und das Feuer fraß sich weiter über das pulvertrockene Holz, bis es die Körper der beiden Gehenkten erfaßte und dort neue Nahrung bekam.

Als sich die Männer dann nochmals umwandten, meinten einige von ihnen, eine grauweiße Wolke über dem Hügel stehen zu sehen, in der sich das Gesicht des Satans widerspiegelte.

Die Männer berichteten von ihrer Entdeckung, aber so recht wollte ihnen niemand glauben.

Der Meister atmete tief ein. Es war ein Gefühl, als würde er aus einer Trance erwachen. Langsam verwischten die Bilder des brennenden Galgenhügels. Was blieb, war eine starke Erinnerung, die den Meister geformt und ihn zu einem Diener des Bösen hatte werden lassen.

Denn er hatte die Truhe der Hexe gefunden, obwohl das Haus nach dem Tod Lorettas schon von vielen anderen Personen bewohnt gewesen war. Die magische Saat, die damals gesät worden war, war jetzt aufgegangen.

Der Meister stellte das Buch wieder zurück ins Regal. Er wollte noch einige Stunden schlafen. Der morgige Tag wurde anstrengend werden, denn dann wollte er sich sein neues Opfer holen…

***

John Sinclair lag auf dem Bett. Er konnte nicht einschlafen, hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt und grübelte.

Wie waren die drei Männer aus dem Zuchthaus gekommen? Gab es einen Geheimgang, der in die Tiefe führte? Unsinn, dachte John, jetzt schnappt deine Phantasie schon über.

Der Oberinspektor drehte sich auf die Seite – und zuckte zusammen, als er Kubaks Blick auf sich gerichtet sah.

John lächelte.

Kubak grinste zurück, aber es sah aus, als würde ein Wolf die Zähne fletschen.

John drehte die Augen und konnte so einen Blick auf das Zellenfenster erhaschen. In regelmäßigen Intervallen strich der Kegel eines Scheinwerfers am Zellenfenster vorbei. Zwei Sekunden lang strich er durch die Zelle und wanderte dann weiter.

Plötzlich begann Kubak zu kichern.

»Was hast du?« fragte John.

»Heute ist Vollmond.«

»Na und!«

»Da bin ich besonders nervös, Kumpel!«

Das kann ja heiter werden, dachte John. Er hatte immer mehr das Gefühl, daß Kubak in einer Heilanstalt besser aufgehoben wäre, und John nahm sich auch vor, nach seiner »Entlassung« in dieser Richtung mal bei den zuständigen Stellen vorzusprechen.

»Schlaf doch lieber«, sagte John.

»Ich kann aber nicht.«

Kubak setzte sich plötzlich auf. Er blieb auf dem Bettrand sitzen und verdrehte die Augen. Seine Hände öffneten und schlossen sich ruckartig.

»Es ist zu heiß hier«, flüsterte Kubak plötzlich. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn »Und du bist schuld, daß es zu heiß ist. Du nimmst mir alles weg, du…« Jetzt fehlten ihm die Worte, aber John merkte plötzlich, daß dieser Mann den Worten gleich Taten folgen lassen wurde Und das war weniger schön.

Plötzlich sprang Kubak auf. Wild blickte er sich um. John sah das Weiße in seinen Augen leuchten.

Der Oberinspektor spannte seinen Körper. Er hatte nicht vor, sich von dem Irren drangsalieren zu lassen.

Und dann hatte es Kubak gepackt. Er bückte sich und schnellte dann auf den im Bett liegenden John Sinclair zu.

John hatte mit dem Angriff gerechnet. Blitzschnell zog er die Beine an, ließ Kubak auflaufen und katapultierte ihn dann kraftvoll zurück.

Röhrend fegte Kubak durch die Zelle. Mit dem Rücken krachte er gegen die Tür. Es gab einen dumpfen Ton, der durch den Gang des Zuchthauses hallte.

John wirbelte von seinem Bett.

Kubak stand noch an der Tür. Wie ein Stier beim Angriff, so hatte er den Schädel gesenkt.

»Jetzt bist du dran!« keuchte er. »Jetzt mache ich dich fertig! Ich erwürge dich mit meinen eigenen Händen, du Hund, du. Du nimmst mir hier den Platz weg.«

John hatte eingesehen, daß gutes Zureden keinen Zweck hatte. Kubak konnte man nur mit Gewalt beikommen.

John hörte nicht die Rufe der Insassen der Nachbarzellen, die durch den Lärm aufgeweckt worden waren, er hörte auch nicht die

Trillerpfeifen der Wärter, er mußte sich völlig auf Kubaks Angriff konzentrieren. Kubak kam tatsächlich wie ein Stier.

Er rannte mit gesenktem Schädel los und hätte John genau gegen die Wand unter dem. Fenster genagelt.

Der Geister-Jäger war eiskalt. Erwartete ab, bis Kubak dicht vor ihm war und riß dann sein Knie im richtigen Zeitpunkt hoch.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als Knie und Schädel kollidierten. John Sinclair hatte das Gefühl, ihm würde man sein Knie in der Mitte auseinanderreißen, während Kubak einen nicht beschreibbaren Laut ausstieß, die Arme hochwarf und nach hinten kippte.

Flach wie ein Brett knallte er auf den harten Boden, alle viere von sich gestreckt.

John rieb sich sein Knie, während auf Kubaks Schädel langsam eine Beule wuchs. Auf einen längeren Faustkampf hätte sich John nicht einlassen können. Kubak war ihm an Körperkräften weit überlegen. Er hätte John nachher in einen Mülleimer gestampft.

Dieses hätte am liebsten auch Titus McGivern getan. Wie ein Racheengel stand er plötzlich in der Zelle, aufgescheucht durch den Lärm. Aus ungläubig aufgerissenen Augen blickte er auf den am Boden liegenden Kubak.

»Waren Sie das, Sinclair?«

John grinste. »Er ließ mir keine andere Wahl.«

McGivern nickte. »Reife Leistung, Sinclair«, sagte er »Kubak auszuknocken, das hat noch niemand geschafft.«

Er drehte sich um und winkte zwei Wärtern, die herbeeilten und den schweren Mann gemeinsam wegschafften. »Er wird für die restliche Zeit der Nacht in einer Einzelzelle bleiben«, erklärte McGivern.

Dann trat er dicht an John Sinclair heran, so daß der Oberinspektor McGiverns schlechten Atem riechen konnte. »Ich will Ihnen noch einen Rat geben, Sinclair. Machen Sie sich hier nicht zu unbeliebt. Die ersten Minuspunkte haben Sie bereits gesammelt. Morgen geht's in den Sumpf. Bin gespannt, wie Sie da zurechtkommen. Und ehe ich's vergesse«, McGiverns Gesicht verzog sich zu einem spärlichen Grinsen, »Sie arbeiten mit Freund Kubak zusammen. Kubak ist unberechenbar, vor allen Dingen, wenn Vollmond ist.«

»Danke für den Ratschlag, Sir«, sagte John. »Ich werde ihn mir zu Herzen nehmen.«

»Hoffentlich, Sinclair. Ach ja, da ist noch etwas: Sie waren doch früher Bürohengst. Wie haben Sie es eigentlich geschafft, Kubak auf die Knie zu zwingen?«

John lächelte. »Reines Glück, Sir.«

McGiverns Augen verengten sich zu Schlitzen. »Wenn ich Ihnen alles glaube, Sinclair, aber das nicht. Seien Sie versichert, ich komme noch dahinter, welches Spiel Sie hier treiben. Und von dem Zeitpunkt an

haben Sie keine ruhige Minute mehr. Merken Sie sich das.«

McGivern machte auf dem Absatz kehrt und verließ die Zelle. Hart warf er die Tür ins Schloß.

John Sinclair aber wußte, daß er sich diesmal nicht nur vor dämonischen Gegnern, sondern auch vor irdischen in acht nehmen mußte. Wer gefährlicher war, würde die Zukunft zeigen…

***

Die einzelnen Tropfen summierten sich zu unendlich langen Bindfäden, die an den tiefhängenden Wolken festgeleimt zu sein schienen.

Die Stimmung der Männer war gedrückt und zum Teil aggressiv.

Nach einem frugalen Frühstück hatten die Gefangenen im Hof Aufstellung nehmen müssen und warteten nun mit stoischen Gesichtern auf den Befehl zum Abmarsch.

Die Wärter hatten sich zu beiden Seiten der Gefangenenschlange verteilt. Sie trugen schwarze Regenumhänge, die von Nässe glänzten.

Unter den Umhängen steckten die Pistolenhalfter, an der anderen Seite des Gürtels hingen kurze Schlagstöcke. Außerdem waren die Aufpasser noch mit Walkie-talkies ausgerüstet.

John Sinclair stand inmitten einer langen Zweierreihe. Vor sich sah er Kubaks breiten Rücken. Er hatte seinen Zellengenossen erst am frühen Morgen beim Frühstück gesehen Kubak hatte John angegrinst: »Heute gibt es Revanche, Johnny.« Dabei hatte er auf seine blau angelaufene Beule am Kopf gedeutet.

John hatte sich vorgenommen, auf der Hut zu sein. Diesen Kubak durfte er auf keinen Fall unterschätzen.

Die Gefangenen hatten ihre grauen Schirmmützen aufsetzen müssen.

Als Regenschutz reichten sie nicht, denn das Wasser hatte den Stoff längst durchweicht.

Der Oberinspektor warf einen Blick hinüber zum Verwaltungstrakt.

Frederick K. Bannister stand am offenen Fenster und starrte auf die Ansammlung der Gefangenen nieder. In seinem hageren Gesicht regte sich kein Muskel. Jetzt trat auch Titus McGivern in die Türöffnung. Der Oberaufseher trug wieder seine Schirmmütze. Mit verkniffenem Gesicht peilte er in den grauen Himmel, zog die Mundwinkel nach unten und ging hinaus in den Regen. Mit der rechten Hand gab er ein Zeichen.

»Wegtreten!« bellte seine Stimme.

Die Gefangenen marschierten los. Quietschend schwang das schwere Zuchthaustor zur Seite. Dreck und Wasser spritzten unter den Sohlen der Männer hoch. Der Gang der Männer war schlurfend, deprimiert.

Nicht ein Wort wurde gesprochen. Die lange Reihe mit den gebeugten Rucken glich einem grauen Riesenwurm.

Es war nahezu windstill. Regen und Dunst lagen über dem Moor wie eine dicke Watteschicht. Schon bald verschwanden die dicken Mauern des Zuchthauses im Dunst. Jetzt gab es nur noch das Moor.

Es war an einer breiten Stelle trocken gelegt worden. Man hatte eine Art Damm gebaut, über den sich die Schlange der Gefangenen wand.

Der Damm war nicht sehr stabil, bei einem richtigen Platzregen würde er weggeschwemmt oder unterspült werden.

Eine halbe Stunde mußten die Gefangenen gehen, dann hatten sie ihren »Arbeitsplatz« erreicht.

John Sinclair war naß bis auf die Haut. Feucht und schwer klebten ihm die Sachen am Körper. Die Männer mußten ein offenes Karree bilden und wurden dann in drei Gruppen aufgeteilt.

Jede Gruppe bekam einen Aufseher zugeteilt John Sinclairs Gruppe wurde von Titus McGivern überwacht John hatte auch nichts anderes erwartet. Er war gespannt, welche Schikane sich der Oberaufseher ausgedacht hatte.

Die beiden anderen Gruppen zogen ab. Schon bald hatte sie der Dunst verschluckt.

Außer McGivern waren noch drei weitere Aufseher als Bewachung eingeteilt.

Bevor es zur Arbeitsstelle ging, hielt McGivern noch eine kurze Rede.

»Ihr wißt, daß wir uns zum Ziel gesetzt haben, die letzten hundert Yards des Moorstreifens noch in diesem Monat zu schaffen. Ich verlange, daß sich jeder von euch voll einsetzt. Wir haben einen Akkordplan, und der muß unter allen Umständen eingehalten werden Für denjenigen, der mehr schafft, gibt es im Zuchthaus eine Sonderration Zigaretten. Habt ihr verstanden?«

Die Gefangenen nickten. Einer meinte leise: »Der erzählt jeden Tag das gleiche.«

McGivern hatte die Worte nicht gehört, denn er fuhr fort »Teilt euch jetzt in die üblichen Zweiergruppen auf.«

Die Gefangenen gehorchten. Sie kannten die Prozedur.

John Sinclair wurde auf McGiverns Befehl mit Kubak zusammengebracht. Schikane Nummer eins.

Kubak grinste wieder. »Hoffentlich schaffst du auch sein Soll, Kumpel. Ich möchte nämlich wegen dir nicht wie ein Tölpel dastehen.«

Das bist du sowieso, dachte John, sagte aber: »Ich werde mein Bestes tun.«

McGivern kam an. Kalt funkelten seine Augen unter dem Mützenschirm. »Kubak wird Sie einweisen, Sinclair. Halten Sie sich nur an ihn.«

»Ich werde es nicht vergessen, Sir«, erwiderte John.

McGivern gab den Befehl zum Abmarsch. Er fühlte sich wie ein

kleiner Feldherr. Er hätte auch ebensogut Spieß beim Militär sein können, aber wahrscheinlich fehlte ihm dazu doch die Intelligenz.

Über einen aus Holzbrettern gebauten Weg ging es zu dem Sumpfgelände, das abgestochen werden sollte. Die Bretter waren glitschig, und John mußte achtgeben, daß er nicht ausrutschte.

Kubak, der neben ihm ging, summte eine Melodie vor sich hin. Er fühlte sich pudelwohl.

Der Geister-Jäger wußte, daß der Torfabbau in anderen Gegenden längst maschinell durchgeführt wurde. Aber da gab es ja auch keine Strafgefangenen. Die einzige Erleichterung, die die Männer hatten, war ein altes Transportband, das die schweren Sumpfballen zu einem Sammelplatz brachte. Ein breiter, auch für Lastwagen befahrbarer Weg führte zu dem Platz. Dort wurden die Ballen abgeholt, in eine nahegelegene Fabrik gebracht und weiterverarbeitet.

Das Gelände, das bereits trockengelegt worden war, glich einer breiten Rinne. Der Regen hatte den Boden noch zusätzlich aufgeweicht und tiefe Pfützen hinterlassen. Der Anfang des Transportbandes hatte etwa die Hälfte der Rinne erreicht. Der Beginn des Abbaugebietes lag jedoch noch dreißig Yards weiter. Die Gefangenen mußten die schweren Ballen also bis zum Transportband hinschleppen. Eine schweißtreibende Arbeit, bei der man lange Arme bekommen konnte.

Einer der Wächter schloß die Tür zu einem Bretterschuppen auf. Hier waren die Schaufeln gelagert, das einzige Werkzeug der Gefangenen.

Der Reihe nach mußten die Männer antreten. Jeder bekam seine Schaufel ausgehändigt. Titus McGivern persönlich überwachte die Prozedur. Gelassen rauchte er seine Zigarette. Als John seine Schaufel in Empfang nahm, blies McGivern ihm – absichtlich oder unabsichtlich – den Rauch ins Gesicht.

John – ebenfalls Raucher – verbiß sich eine Reaktion. Mit unbeteiligtem Gesicht nahm er sein Werkzeug in Empfang.

Kubak wartete schon auf ihn. Nebeneinander gingen die Männer ihrem Arbeitsplatz entgegen.

»Gefällt dir wohl nicht, der Job, was?« fragte Kubak.

John hob die Schultern »Es gibt schlimmeres.«

»Was denn, zum Beispiel?«

»Nichts zu tun!«

»He?« Kubak glotzte ungläubig. »Das verstehe ich nicht.«

»Ist auch nicht weiter schlimm.«

Die einzelnen Gruppen der Gefangenen waren räumlich ziemlich voneinander getrennt. Jedes Paar arbeitete an einer bestimmten Stelle.

John Sinclair und Kubak kamen an ihrem »Arbeitsplatz« an. Ein Brett verband die Höhe zwischen dem Sumpf und der schon bearbeiteten Fläche Kubak ging vor. Wie ein Seiltänzer balancierte der schwere

Kerl über das Brett. John folgte ihm und schaffte es auch. An Kubaks enttäuschtem Gesicht erkannte er, daß sich der Kerl gewünscht hatte, John würde ausrutschen.

»Und wie geht es weiter?« fragte der Oberinspektor. Wie ein Arbeiterdenkmal stützte er sich auf seine Schaufel.

Kubal zog die Nase hoch und wischte sich mit dem Jackenärmel über das nasse Gesicht »Wir müssen hier weiter abstechen. Ballen für Ballen. Nach der Mittagspause werden wir dann die Ballen zum Fließband tragen.«

John nickte. »Schon verstanden. Und wie groß sind die einzelnen Ballen?«

Kubak breitete die Arme aus, und John bekam leichtes Magendrücken.

Nasse Erde war schwer, und wenn sie die schleppen mußten, dann gute Nacht.

»Noch nicht angefangen?« hörte der Geister-Jäger plötzlich McGiverns Stimme.

John drehte den Kopf »Kubak hat mir erst die Sache erklärt, Sir.«

»Sie scheinen ja sehr schwer von Begriff zu sein, Sinclair. Anscheinend habe ich Sie falsch eingeschätzt.«

»Ja, Sir. Irren ist menschlich.«

»Noch einmal solch eine Antwort, und ich lasse Ihnen das Mittagessen sperren.« McGivern warf John noch einen wütenden Blick zu und verschwand, um die anderen Gefangenen zu kontrollieren.

Kubak hatte bereits mit der Arbeit begonnen. Mit gezieltem Schwung stieß er das Blatt der Schaufel in den schweren, feuchten Boden. Dann knickte er leicht in den Knien ein, lockerte das Erdreich und zog die Schaufel wieder hervor. Danach begann die gleiche Prozedur von neuem, bis er ein quadratisches Stück ausgestochen hatte.

John hatte längst kapiert, wie die Sache lief und machte es Kubak nach. Nur wurden seine Quadrate kleiner. Er hatte keine Lust, sich hinterher einen Bruch zu heben.

Als John fünf Quadrate ausgestochen hatte, arbeitete Kubak schon am neunten. Jetzt lief nicht nur der Regen über sein Gesicht, sondern auch der Schweiß.

Auch John schwitzte. Seine Kleidung dampfte.

Der Oberinspektor war diese Arbeit nicht gewohnt, und es war für ihn eine mörderische Schinderei. Schon jetzt verfluchte er sich und Superintendent Powell, der ihm diesen Job eingebrockt hatte.

Dann kam Titus McGivern auf einem seiner Patrouillengänge vorbei.

Er besah sich Johns Werk, schaute auch nach, was Kubak geleistet hatte und bekam plötzlich ein puterrotes Gesicht.

»Sie sind verdammt lahmarschig, Sinclair!« brüllte er. »Wollen Sie hier den ganzen Betrieb aufhalten?«

John hatte die Schaufel sinken lassen. »Ich habe getan, was ich konnte, Sir.« Mit der linken Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

McGivern begann zu lachen »Getan, was ich konnte. Wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Nehmen Sie sich ein Beispiel an Kubak. So soll die Akkordration aussehen. He, Kubak, komm mal her.«

Kubak ließ seine Schaufel fallen. Schweratmend blieb er vor McGivern stehen.

»Sieh dir das an, Kubak.« Der Oberaufseher zeigte auf die von John ausgestochenen Quadrate.

Kubak stierte zu Boden, stieß dann ein Grunzen aus und hob den Kopf.

McGivern grinste hinterhältig. Dann fragte er: »Glaubst du, daß ihr den Akkord schaffen werdet?«

»Nein, Sir, so nicht.«

McGivern grinste. »Das habe ich auch gesehen. Und da ich nicht immer bei euch bleiben kann, ist es deine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß alles glattgeht. Du verstehst, Kubak!«

Der Halbirre nickte.

John Sinclair hatte die Taktik des Oberaufsehers längst durchschaut.

Er wollte Kubak gegen ihn aufhetzen, provozieren, so daß John endlich mundtot gemacht wurde. Ein verdammt hinterhältiger Plan.

McGivern sah wieder den Geister-Jäger an. »Sie sehen, Sinclair, so einfach ist das nicht. Und da Sie bis jetzt ziemlich faul gewesen sind, werden Sie die Mittagspause durcharbeiten.«

»Ja, Sir.«

McGivern wandte sich ab. Im Gehen meinte er: »Ich werde bald wieder vorbeikommen und nachsehen, Sinclair.«

John gab keine Antwort. Er sah Kubak an, der wieder an seinen Platz gegangen war und die Schaufel aufhob. Drohend schwang er die freie Faust. »Wenn du mich hier reinlegen willst, mach ich dich kalt.«

John Sinclair preßte die Lippen zusammen »Das war eine Morddrohung Kubak, ist dir das klar?«

»Sicher.«

John hakte die Daumen in sein Gürtelschloß und ging gemächlich auf Kubak zu. Dann sagte er: »Okay, mein Junge, ich mochte jetzt ein für allemal etwas richtigstellen. Du kannst meinetwegen hier arbeiten wie ein Wilder, aber ich lasse mich nicht in dein Schema pressen. Ich tue, was ich für richtig halte. Geht das in deinen Schädel rein?«

Kubak überlegte einen Augenblick, bis er die Worte verdaut hatte.

Doch dann brüllte er plötzlich los. »Wenn du Ärger haben willst, dann sag es. Den tragen wir sofort aus. Hier auf der Stelle!«

John hob beide Hände und drehte die Handflächen nach außen. »Keinen Streit, Kubak. Ich wollte dir nur etwas gesagt haben.«

»Aber das war zuviel, du Hund!« brüllte Kubak. Plötzlich riß er die Arme hoch, schwang die Schaufel über den Kopf und wollte sie John gegen den Schädel schmettern. Es war ein blitzschneller Angriff, und John konnte nur mit Muhe ausweichen. Er hatte aber Pech, glitt auf dem nassen Boden aus, verlor das Gleichgewicht und rutschte den Abhang hinunter und in das halb trockengelegte Sumpfgebiet. Die anderen in der Nähe arbeitenden Gefangenen hatten ihre Schaufeln sinken lassen. Gespannt beobachteten sie, wie Kubak hinter John Sinclair hersprang.

Er schwang die Schaufel wie ein Samurai-Kämpfer sein Schwert. Er war jetzt in der richtigen Verfassung, um seinem Gegner den Schädel einzuschlagen…

***

Die Gestalt im Boot war in den wabernden Nebelschleiern kaum zu erkennen. Selbst das plätschernde Geräusch, das entstand, wenn die Ruderstange ins Wasser tauchte, wurde verschluckt.

Der Meister war wieder unterwegs!

Er fuhr, um Ersatz für sein drittes Opfer zu holen Er kannte die Vorgange im Zuchthaus ganz genau, wußte, wann die Gefangenen frühstückten und wann sie zur Arbeit abmarschierten.

Er hatte gegen zehn Uhr morgens sein Haus verlassen, war zu dem versteckt hegenden Landungssteg gelaufen und in sein Boot gestiegen.

Jetzt ruderte die unheimliche Gestalt wie ein dunkler Schemen durch die grauweißen Nebelschleier.

Der Sumpf lebte!

Überall gluckste und schmatzte es Wasservögel flogen kreischend aus einer Schilfinsel, als sich das Boot näherte. Nahezu lautlos zerschnitt der Bug das Wasser. Auf der Oberfläche schwammen Algen, Seerosen – zum Teil schon verblüht – kleine Zweige, Äste und Blätter. Ab und zu tauchte das geöffnete Maul eines Frosches auf, um nach einem Insekt zu schnappen.

Monoton rauschte der Regen vom Himmel. Der Meister hatte den größten Teil des Bootes mit einer Plane abgedeckt. Er wollte nicht, daß ihm das Wasser nachher bis zu den Knien ging.

Geduldig ruderte der Unheimliche in Richtung des Gefangenenlagers.

Er näherte sich von Westen her, also von der Sumpfseite, die von den Aufpassern nicht beobachtet wurde.

Der Meister kannte das Moor wie seine eigene Westentasche. Er kannte versteckt liegende, trockene Pfade, die ihn sicher durch die Sumpflandschaft führten. Er wußte auch von den erhöht liegenden Inseln, auf denen man sich monatelang verbergen konnte, ohne entdeckt zu werden. Ja, der Meister hatte den Sumpf gründlich erforscht und dieses Gebiet zu seinem Jagdrevier gemacht.

Der Nebel wurde dichter. Alles verschwamm in einer grauweißen Suppe, und auch der Meister mußte achtgeben, daß er sich nicht verfuhr.

Doch dann hatte er sein Ziel vor sich liegen. Stimmen drangen an seine Ohren.

Kommandostimmen!

Das Arbeitslager der Gefangenen.

Der Meister zog die Ruderstange aus dem Wasser und ließ das Boot ein Stück treiben. Er hatte sich jetzt geduckt, und seine Augen versuchten angestrengt, die vor ihnen liegende Dunstwand zu durchdringen.

Der Bug des Bootes strich an hohen Schilfgewächsen vorbei. Der Meister gab dem Kahn einen kleinen Drall nach backbord und tauchte ein in den Schilfwald.

Es rauschte, als sich der Kahn einen Weg bahnte. Einige Wasservögel flüchteten erschreckt. Der Meister ärgerte sich. Hoffentlich hatte niemand die Flucht der Vögel bemerkt. Es war immerhin ein Zeichen, daß sich jemand Fremdes in der Nähe herumtrieb. Aber der Meister rechnete damit, daß die Aufseher mit anderen Dingen beschäftigt waren, als gerade auf solche Ereignisse zu warten.

Die Schilfrohre wurden wie Gummi zur Seite gedrückt, als sich das Boot den Weg bahnte. Das Wasser wurde mit einem Mal flacher. Die Ruderstange tauchte kaum noch eine Ellbogenlänge tief ein.

Der Meister hatte sein Ziel jetzt fast erreicht.

Dann schleifte der Kiel des Bootes über Grund. Der Ausläufer einer flachen, langgezogenen und mit Gebüsch bewachsenen Insel war erreicht.

Der Meister vertäute das Boot am Ast eines verkrüppelten Baumes und machte sich auf den Weg.

Geduckt schlich er voran. Manchmal sank er bis zu den Knöcheln ein und hatte Mühe, seine Füße wieder aus dem saugenden Schlamm herauszuziehen.

Eineaalglatte, fingerdicke grüne Schlange huschte plötzlich über seinen Fuß, In der nächsten Sekunde war sie im dichten Grasgürtel verschwunden.

Noch immer klangen die Geräusche sehr gedämpft. Aber der Meister konnte nun einige Worte verstehen, und er sah auch schon die Umrisse der Männer.

Aber wo steckte der Neuankömmling?

Der Meister verharrte geduckt und begann nachzudenken. Er ging von folgender Überlegung aus: Im Zuchthaus war es üblich, daß Gefangene, die eine hohe Strafe zu verbüßen hatten, zur »Eingewöhnung« die schwerste Arbeit verrichten mußten. Und die gab es zweifellos am Ende des Abbaugebietes.

Bewußt hatte der Meister diesen Platz anvisiert.

Er ging jetzt auf Hände und Füße nieder und schob sich wie ein Rekrut im Kriechgang voran. Er mußte höllisch aufpassen, denn nach dem Verschwinden der drei Gefangenen waren die Wachen verstärkt und auch mit Sprechfunkgeräten ausgerüstet worden.

Der Meister schlich sich an wie ein Indianer. Und dann hatte er das Ende der langen, trockenen Insel erreicht. Nur noch ein hoher Grasgürtel trennte ihn von den arbeitenden Gefangenen.

Der Meister lag flach auf dem Bauch. Er nahm beide Hände und bog behutsam einige Grashalme auseinander, so daß er relativ freies Blickfeld hatte.

Ein triumphierendes Grinsen kerbte seine Mundwinkel.

Er hatte das Opfer erspäht!

Es sprach soeben mit einem bulligen Mann, den der Meister als Paul Kubak identifizierte.

Kubak schien wütend zu sein, der Blondhaarige mußte ihm wohl einige »passende« Worte sagen. Dann plötzlich drehte Kubak durch.

Mit der Schaufel schlug er nach dem Blondhaarigen, der jedoch geschickt auswich, dann aber stolperte und den kleinen Abhang hinunterrutschte.

Der Meister hielt den Atem an, als er sah, daß Kubak schreiend hinterhersprang. Wenn es ihm gelang, den Neuen zu töten, war alles umsonst.

Obwohl der Meister selbst vorhatte, John Sinclair ins Jenseits zu befördern, drückte er ihm doch jetzt die Daumen…

***

John hatte sich während des Falls gedreht und war auf dem Rücken gelandet. Wie ein Klotz kam Kubak angesprungen. Den Schaufelstiel hielt er mit beiden Händen umklammert, das Blatt zeigte nach unten.

Die Kante war scharf genug, um John Sinclair in zwei Hälften zu zerteilen.

Der Geister-Jäger hatte kaum den Boden berührt, da rollte er sich um die eigene Achse. Er stieß sich dabei mit beiden Händen ab. Schlamm und Wasser wirbelten hoch. John hatte Augen und Mund zusammengekniffen und zuckte zusammen, als das Schaufelblatt nur eine Handbreit von seiner Hüfte entfernt in den Boden drang.

John Sinclair ruhte sich keine Sekunde aus, sondern schnellte zu Seite.

Durch eine Rolle vorwärts verschaffte er sich den nötigen Schwung, um mit einer fließenden Bewegung auf die Beine zu kommen.

Soeben riß Kubak die Schaufel aus dem Erdreich. Er brüllte dabei wütend, sein Gesicht war hochrot vor Zorn, in seinen Augen tobte hemmungsloser Haß.

Kubaks Geschrei mußte weit zu hören sein. Aber kein Wärter kam, um nachzusehen, was los war. Höchstwahrscheinlich hielt Titus McGivern die Aufpasser bewußt zurück.

Kubak hatte sich wieder ein wenig gefangen. Mit leicht gesenktem Kopf und vorgestreckten Armen kam er auf John Sinclair zu. Seine Fäuste klammerten sich dabei so fest um den Schaufelstiel, daß die Knöchel weiß hervortraten. Das spitz zulaufende, aber unten leicht abgerundete blanke Blatt zielte auf John Sinclairs Körper.

Der Oberinspektor war waffenlos. Er konnte sich nur mit blanken Fäusten verteidigen. Seine eigene Schaufel zu holen, dazu hatte er keine Zeit mehr.

Je weiter Kubak vorging, um so mehr wich John zurück. Er ging dabei einen großen Halbkreis und mußte plötzlich stehenbleiben, weil er die nasse Wand des abgetragenen Sumpfgeländes im Rücken spürte Kubak lachte häßlich. Er vermeinte, John in der Falle zu haben.

Die anderen Gefangenen waren näher gekommen. Mit gespannten Gesichtern beobachteten sie den Zweikampf. Sogar Wetten wurden abgeschlossen. Die meisten wetterten auf Kubak.

»Jetzt hab' ich dich, Johnny«, sagte Kubak so leise, daß nur John etwas verstehen konnte.

Der Oberinspektor erwiderte nichts. Er hatte die Arme leicht angewinkelt und die Hände zu Karatefäusten gekrümmt. Diese Kampfart hatte man John bis zum Umfallen beigebracht, und in Situationen wie dieser würde sie sich bestimmt auszahlen.

Etwa drei Armlängen befand sich das Blatt der Schaufel von John Sinclair entfernt.

Kubak fintierte – John steppte zur Seite.

Der Halbirre lachte.

Dann zuckte die höllische Waffe plötzlich vor. Der Schlag war praktisch ansatzlos geführt worden, und John verdankte es eigentlich nur seinen hervorragenden Reflexen, daß er nicht getroffen wurde.

Das Schaufelblatt rammte dicht neben ihm in die lehmige Wand.

Aber dann war Sinclair an der Reihe.

Ein knallharter Hieb traf Kubaks breiten Brustkasten. Der Riese taumelte zurück, hatte aber den Schaufelstiel nicht losgelassen und riß die Waffe wieder aus dem Lehm.

Die Schaufel schwang herum und traf John in Hohe der Nieren. Der Schlag war kraftlos geführt worden, doch John geriet für ein paar Atemzüge aus dem Konzept. Den nächsten Treffer konnte er durch schnelles Abducken vermeiden, dann aber war er dicht genug heran, und ein wuchtiger Fußstoß traf Kubaks Leib.

Kubak krümmte sich. Schmerz zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

John setzte nach.

Ein Tritt in die Kniekehlen fegte Kubak die Beine weg. Der Kerl

krachte auf den Rücken, die Arme mit der Schaufel schwangen hoch, John packte Kubaks rechtes Handgelenk und wand ihm die Schaufel aus den Fingern.

Der Riese schrie.

Der Geister-Jäger nahm die Schaufel und warf sie weit genug weg.

Kubak war inzwischen wieder hochgekommen. Er war angeschlagen, aber gefährlich. Er wehrte sich mit dem Instinkt eines Raubtieres, und John mußte zwei harte Schläge einstecken, die ihn zurücktrieben.

John Sinclair legte bewußt noch einige Schritte mehr zurück, paßte aber nicht auf, rutschte aus und fiel.

Kubak stieß ein Siegesgeheul aus.

Wie eine Rakete kam er heran. Sein Gewicht hätte John sicherlich in den Boden genagelt, doch der Geister-Jäger packte zu und schleuderte seinem Gegner eine Handvoll Dreck genau in die Augen.

Es klatschte, als der Schlamm Kubaks Gesicht traf und ihn blendete.

Der Schläger brüllte und rieb sich über die Augen. Dadurch verteilte er den Dreck nur noch mehr, wurde nahezu blind.

John war aufgesprungen.

Kubak heulte und tobte. Er hatte den Oberkörper nach vorn gesenkt, so daß sein Nacken frei lag.

Der Oberinspektor holte aus. Er faltete beide Hände ineinander, und dann traf ein Hammerschlag den Verbrecher.

Wie ein Brett fiel Kubak in den Schlamm. Er zuckte noch einmal und blieb bewußtlos liegen.

Schweratmend trat John Sinclair zurück. Er sah aus wie ein Schwein, das sich in der Kuhle gesuhlt hatte. John war über und über mit Schlamm bedeckt, nur sein Gesicht war noch als heller Fleck zu erkennen. Die Mütze hatte er verloren. Sie lag ein paar Yards weiter.

John hob sie nicht auf.

Jetzt erst kamen die Aufpasser angelaufen. Sie hielten Gummiknüppel in den Händen und schwangen sie drohend, John hob sicherheitshalber beide Arme. »Okay, okay, ich werde mich schon nicht wehren!« rief er.

Die Wärter kreisten ihn ein. Zwei von ihnen rissen ihm die Arme auf den Rücken und drehten sie so, daß John wehrlos war.

Der Oberinspektor biß die Zähne zusammen Die schmerzhaften Griffe ließen ihn in die Knie gehen.

Und dann stand McGivern vor ihm. In seinen Augen funkelte der blanke Haß. Johns Sieg über Kubak wirkte auf McGivern wie eine Dosis Rauschgift, aber im negativen Sinne. Dieser Mann hatte Kubak zum zweitenmal besiegt. Und diesmal konnte er nicht von Glück sprechen. Das war reines Können gewesen.

Titus McGivern zog Johns Kopf an den Haaren hoch. »Okay, Sinclair, ich habe den Kampf gesehen. Sie haben gewonnen, zum zweitenmal.

Aber sie haben diese Schlägerei auch provoziert, und das wird Sie teuer zu stehen kommen.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht«, erwiderte John.

McGivern sah aus, als wollte er John jeden Augenblick die Faust ins Gesicht schlagen, er beherrschte sich noch im letzten Moment, ließ Johns Haare los und trat zwei Schritte zurück.

»Es bleibt dabei, Sinclair, was ich Ihnen vorhin schon gesagt habe. Kein Essen, und Kubaks Arbeit werden Sie mitmachen, soweit es geht. Ich habe ja jetzt gesehen, wie stark Sie sind. Sie schaffen bestimmt mehr als Kubak. Über die Strafe reden wir heute abend, nachdem ich mit dem Direktor gesprochen habe. Ich werde ihm von dem Vorfall Bericht erstatten. Was dann mit Ihnen geschieht, liegt in seiner Hand.« McGivern blickte auf seine Uhr. Dann wandte er sich an einen seiner Aufseher. »Die anderen Gefangenen können Pause machen. Sie, Sinclair, arbeiten weiter. Ich werde Ihnen einen Aufpasser zuteilen, der genau auf Sie achtgibt. Joe, übernimm du das.«

John Sinclair kannte den Mann. Er hatte ihn bei der Essensausgabe gesehen, und Joe hatte ihn auch mit zum Direktor begleitet. Er war ein untersetzter Typ mit buschigem Schnäuzer und grünen Augen. Die beiden Männer ließen John Sinclair los. Der Oberinspektor rieb sich die malträtierten Handgelenke.

»Los, Sinclair, kommen Sie mit an Ihren Platz. Wir werden jetzt mal einen Zahn zulegen.«

Joe schien ein genauso scharfer Hund zu sein wie sein Vorgesetzter Titus McGivern. Und nur auf diese Tour konnte man sich in Dartmoor eine Beförderung erhoffen.

Die anderen Gefangenen hatten sich gesammelt. Es wurde durchgezählt, und dann ging es im Gänsemarsch zum Eßplatz. Er mußte irgendwo am Beginn des Fließbandes liegen. Jedenfalls vermutete John das.

Er jedoch wurde inzwischen wieder an seinen »Arbeitsplatz« gescheucht. Der Wärter blieb immer dicht neben ihm und sprach kein einziges Wort.

Noch immer regnete es Bindfäden. John fror und schwitzte gleichzeitig. Beste Voraussetzungen für eine Lungenentzündung.

Der Oberinspektor nahm seine Schaufel.

»Bis die Pause vorbei ist, stechen Sie weiter Torf, Sinclair. Anschließend können Sie dann die Ballen zum Fließband tragen.«

John hob die Schultern und ging an die Arbeit. Er wollte nicht unnötigen Terror machen. Während er das Schaufelblatt in den Boden rammte, warf er einen Blick zu dem immer noch bewußtlosen Kubak hinüber.

McGivern hatte vier Gefangene zurückgeschickt, die Kubak aufhoben und wegtrugen.

Der Wärter achtete peinlich genau darauf, daß die Quadrate groß genug waren, die John ausstach. Mit Grauen dachte der Oberinspektor daran, daß er die nasse Erde noch ausheben mußte, um sie dann wegzutragen. Denn wie es aussah, gab es keine Möglichkeit, daran vorbeizukommen. Dem Wärter wurde es wohl zu langweilig. Er kramte unter seinem Regenumhang herum und holte eine Zigarre und Zündhölzer hervor.

Zwei Streichhölzer brachen ihm ab, bevor es ihm gelang, die Zigarre zu entzünden. Mit der hohlen Hand schützte er die Glut gegen den Regen.

Beinahe von selbst kam John der Gedanke an Flucht. Ein regulärer Gefangener hätte es leicht gehabt, den Wärter zu überwältigen, aber dann stellte sich die Frage, wohin laufen?

Der Weg nach vorn war versperrt, dort lief man unter Garantie den anderen Aufpassern in die Finger. Und nach hinten in den Sumpf?

John mußte selbst über diese Möglichkeit lächeln.

Nein, der Sumpf war eine gnadenlose Hölle. Wer sich hier nicht auskannte, den zog das Moor unabänderlich in den Tod.

John und der Wärter schienen die einzigen Menschen auf der Welt zu sein. Es war still, bis auf die ewigen Geräusche des Moors.

»Beeilen Sie sich mal«, sagte der Aufpasser plötzlich »Die Pause ist bald um, und Sie haben Ihr Soll noch nicht erfüllt.«

»Ich tue, was ich kann«, erwiderte John »He, werden Sie nur nicht frech, Sie. Ich werde eine Meldung bei Mister McGi…«

Der Wärter sprach nicht mehr weiter. Seine Gestalt verkrampfte sich plötzlich, die Zigarre fiel ihm aus den Fingern, und dann kippte der Mann ganz langsam nach vorn.

Klatschend fiel er aufs Gesicht.

John war aus seiner gebückten Haltung hochgeschnellt. Erst jetzt sah er das Messer, das im Rücken es Mannes steckte. Die Klinge war bis zum Heft eingedrungen, nur noch der Schaft ragte hervor.

John Sinclair spurte ein heftiges Prickeln in der Rückengegend. Seine Nackenhaut spannte sich…

»He, du«, sagte plötzlich eine heisere Stimme hinter ihm.

John wandte sich um.

Vor ihm stand ein Mann. Er trug einen langen, bis zum Boden reichenden Mantel, dessen Kragen hochgeschlagen war und die untere Hälfte des Gesichtes verdeckte. Die obere Hälfte wurde von der breiten Hutkrempe beschattet, so daß von dem Gesicht des Unbekannten kaum etwas zu erkennen war.

In Johns Innern rasselten sämtliche Alarmglocken. Er wußte, daß er die erste Spur gefunden hatte, die ihn zu den drei Vermißten fuhren würde.

Der Unheimliche winkte mit der rechten Hand, John sah, daß sich

eine fast weiße Haut über die Finger spannte.

»Willst du mit mir in die Freiheit?« zischte der Mann.

John nickte.

»Dann komm!«

Der Oberinspektor zögerte nicht eine Sekunde länger. Mit raschen Schritten huschte er auf den Unbekannten zu, und wenig später hatte sie die üppige Vegetation des Moores verschluckt.

John Sinclair hatte zwar eine Spur gefunden. Er wußte aber nicht, daß er einem menschlichen Teufel in die Klauen gefallen war…

***

»Wer sind Sie?« fragte John Sinclair, als sie das versteckt liegende Boot erreicht hatten und sein »Retter« den Kahn lostäute.

Der Mann drehte sich um und warf das Tau in das Boot »Du sollst keine langen Fragen stellen. Sei froh, daß ich dich gerettet habe. Doch zuvor will ich deinen Namen wissen.«

»John Sinclair!«

Der Mann nickte. »Und du hast fünfzehn Jahre bekommen?«

»Ja.« John wunderte sich, woher der Kerl das wußte. Er mußte gute Beziehungen zum Zuchthaus besitzen.

»Weshalb hat man dir diese Strafe aufgebrummt?« wollte der Unheimliche wissen.

»Ich habe meine Frau umgebracht.« John zögerte bewußt, ehe er weitersprach. »Das Gericht hat auf Totschlag erkannt.«

Der Mann kicherte. »Totschlag oder Mord. Im Endeffekt bleibt es sich gleich. Ob du fünfzehn oder zwanzig Jahre sitzt, dieser Unterschied spielt keine Rolle mehr. Aber du hast mich vorhin gefragt, wer ich bin. Nun, du kannst mich den Meister nennen. Mein wirklicher Name braucht dich nicht zu interessieren.«

»Kennt man dich hier in der Gegend?« wollte John wissen.

Der Meister zuckte zusammen. »Das soll deine Sorge nicht sein. Und jetzt steig ein, wir haben schon genug Zeit vertrödelt.«

John ging die paar Schritte bis zum Boot und stieg ein. Der Meister hatte die Plane etwas angehoben. »Leg dich darunter«, sagte er. »Es ist sicherer.«

John gehorchte. Wie ein Wurm kroch er unter die graue Segeltuchplane. Das Boot schaukelte bedrohlich, besonders als der Meister noch einstieg und nach der langen Ruderstange griff.

Er stakste sie ins Wasser, und das Boot setzte sich in Bewegung. Noch schien man den toten Wärter nicht entdeckt zu haben, es waren wenigstens keine Rufe zu vernehmen.

Lautlos glitt der Kahn durch die urwelthafte Sumpflandschaft. John Sinclair lag platt wie ein Fisch unter der Plane. Die Luft war stickig, feucht und kaum zu atmen.

Johns Gedanken befaßten sich mit dem Meister. Es war ihm längst klar geworden, daß dieser Mann kein Dämon war. John Sinclair hatte Erfahrung genug, um dies sofort zu spüren. Er nahm an, daß der Meister mit einem Dämon paktierte oder von ihm besessen war, wenn auch der Fall bisher in natürlichen Bahnen verlaufen war. Die einzige Tatsache, die auf eine magische Verbindung hinwies, war das Auftauchen des grünhäutigen Monsters gewesen, das von mehreren glaubwürdigen Zeugen beobachtet worden war.

John Sinclair, der keine Uhr besaß, wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als der Kiel des Bootes plötzlich über Grund schrammte.

Das Ziel war erreicht.

Und schon wurde die Plane hochgehoben.

Das Gesicht des Meisters tauchte auf.

John konnte es jetzt erkennen, denn der Mann hatte die Krempe seines Hutes hochgebogen und den Mantelkragen wieder in seine natürliche Lage gedreht.

John sah ein breites Gesicht, das von einer flachen Stirn beherrscht wurde. Die Haare des Mannes waren schwarz, ziemlich lang und klebten ihm am Schädel In den stecknadelkopfgroßen Pupillen vermeinte John, ein böses Leuchten zu sehen.

Er hatte den Mann noch nie in seinem Leben gesehen.

»Steig aus!« befahl der Meister.

John kroch unter der Plane hervor, die der Kerl ein wenig angehoben hatte.

Der Oberinspektor blickte sich um. Sie befanden sich immer noch im Sumpfgebiet, doch diesmal an dessen Rand. Die Anlegestelle war versteckt, Gebüsch umgab sie, aus dem der braune Holzsteg wie ein Pfeil auf trockenen Boden führte.

John ging über den Steg. Die Kleidung klebte ihm klamm am Körper.

Der Regen hatte nachgelassen. Nur noch in winzigen feinen Tropfen fiel das Wasser aus den tiefhängenden Wolken.

Der Geister-Jäger schlenkerte den rechten Fuß hin und her, er war ihm während des Liegens eingeschlafen, und jetzt schienen tausend Ameisen in seinen Zehen zu kribbeln.

Der Steg mündete in eine satte grüne Wiese, die sich an die Hinterfront eines alten Hauses anschloß. Das Gebäude war einstöckig und ziemlich breit. John schätzte, daß es Jahrhunderte auf dem Buckel hatte.

Der Meister ging vor und schloß eine Hintertür auf. Sie quietschte in den Angeln, als er sie aufzog.

Dunkelheit schlug John entgegen.

Er verhielt seinen Schritt.

»Na los«, sagte der Meister, »geh rein, es frißt dich schon niemand.«

Sinclair produzierte ein Lächeln. »Ich weiß nicht, Sir, aber ich habe ein komisches Gefühl Was – was haben Sie mit mir vor?«

Der Meister lachte. »Hast du Angst? Ein Kerl, der Kubak besiegt hat, hat Angst. So etwas habe ich noch nie gehört. Geh jetzt rein, zum Teufel!«

John hob die Schultern und gehorchte.

Witternd zog er die Luft ein. Es roch zwar muffig und feucht, aber gleichzeitig lag noch ein anderer Geruch in der Luft. Ein schaler Gestank wie in einer Kneipe…

Ja, das war es. Zu diesem Haus mußte ein Lokal gehören!

John blieb stehen und drehte sich halb um. »Haben Sie ein Gasthaus, Sir?« Der Meister war stehengeblieben. Die Tür hatte er noch nicht ganz geschlossen. Ein armbreiter Lichtstreifen fiel von draußen her ins Haus.

»Wie kommst du darauf?« Die Stimme des Mannes klang lauernd.

»Es riecht hier nach schalem Bier und kaltem Rauch. Genau wie in einer Kneipe.«

Der Meister lachte plötzlich. »Gut beobachtet, John«, sagte er. »Es ist tatsächlich eine Wirtschaft.« Der Meister drehte am Lichtschalter.

Eine trübe Glühbirne verbreitete milchiges Licht. John konnte erkennen, daß sie sich in einem schmale Flur befanden. An der rechten Wandseite standen einige Kisten mit leeren Flaschen. Am Ende des Flurs führte eine Treppe in die obere Etage. Sie begann direkt neben einer verschlossenen Tür, auf der das Wort *Gastraum* stand.

»Wollen wir zur Begrüßung nicht einen Schluck trinken?« fragte John. »Ich habe lange nichts mehr bekommen, und auch eine Zigarette wäre nicht unübel.«

Der Meister schüttelte demonstrativ den. Kopf. »Nichts mehr, Sinclair. Ich werde Sie jetzt verstecken, und wenn Gras über Ihren Ausbruch gewachsen ist, reden wir weiter.«

»Aber was haben Sie mit mir vor?« fragte John. Bewußt spielte er den Unsicheren, Hilflosen.

»Erzähle ich dir später. Jetzt gehen wir erst einmal in den Keller.«

Der Meister drückte sich an John vorbei, umrundete den Treppenaufgang und öffnete eine im Boden eingelassene Falltür.

Das Licht aus dem Flur reichte aus, um eine in die Tiefe führende Holzstiege erkennen zu können.

Der Meister drehte den ausgestreckten Daumen der linken Hand nach unten. »Dort wird dein Platz für die nächsten beiden Tage sein«, sagte er zu John.

Der Oberinspektor blieb neben der Falltür stehen. »Ich – ich weiß nicht«, sagte er zögernd. »Da war es im Knast sogar noch gemütlicher.«

»Willst du damit sagen, daß es dir dort besser gefallen hat?« fragte der Meister drohend.

»Nein, Nein, Sir, ich bin schon…«

»Dann geh hinunter, verdammt!«

John hob die Schultern. Er warf dem Meister einen schnellen Blick zu und ihm entging nicht das triumphierende Leuchten in dessen Augen.

Der Meister mußte dicht vor seinem Ziel stehen.

Zögernd betrat der Geister-Jäger die erste Stufe.

Die zweite…

In diesem Augenblick spürte er das Kribbeln in seinem Nacken. Sein Hirn signalisierte Gefahr.

Aber da war es schon zu spät.

Ehe John reagieren konnte, traf ein mörderischer Schlag seinen ungeschützten Schädel.

Bei John Sinclair gingen sämtliche Lichter aus.

Polternd stürzte er die Stiege hinab und hörte nicht mehr das satanische Lachen des Meisters…

***

Fassungslos standen die Wärter vor ihrem toten Kollegen!

Titus McGivern war bleich wie ein Leichentuch. Nicht, weil ihm der Tod des Wärters an die Nieren gegangen wäre, nein, er hatte die Verantwortung getragen, und ihn würde man zur Rechenschaft ziehen Einmal wegen des Mordes und zum zweiten wegen der Flucht des Gefangenen. Seinen Job war McGivern los.

Über Funk hatte er bereits im Zuchthaus Alarm geschlagen, und von dort hatte man die Polizei der nächsten Kreisstadt alarmiert. Die Beamten waren bereits dabei, das Sumpfgebiet so gut es ging abzuriegeln.

Die Gefangenen waren regelrecht zusammengetrieben worden.

Mehrere Wärter hatten sich bereits mit schußbereiten Revolvern um sie herum aufgebaut.

Es würde noch etwas dauern, bis die Mordkommission aus Plymouth am Tatort eintraf. Frederick K. Bannister, der Zuchthausdirektor, war bereits auf dem Weg. McGivern rechnete jede Minute mit seinem Eintreffen.

Niemand sprach den Oberaufseher an. Die anderen Wärter wußten, in welch einer Lage sich der Mann befand, und niemand wollte jetzt ein falsches Wort sagen McGivern rauchte hastig. Tief sog er den Zigarettenrauch in seine Lungen, doch das beruhigte ihn keineswegs, im Gegenteil, er wurde nur noch nervöser.

Als Frederick K, Bannister auftauchte, warf McGivern die Zigarette weg. Er brauchte nur in Bannisters Gesicht zu sehen, um zu wissen, was ihm bevorstand. Bannister blieb vor McGivern stehen. Der

Zuchthausdirektor trug einen langen Regenmantel, der große feuchte Flecke aufwies.

Nicht einen Blick gönnte er dem Toten. Statt dessen sagte er: »Sie wissen, was das zu bedeuten hat, McGivern?«

Der Oberaufseher senkte den Kopf. »Ja, Sir.«

»Sie werden Ihren Job los sein und ich meinen wahrscheinlich auch. Es sei denn, wir finden diesen Sinclair wieder. McGivern, das ist der vierte Ausbruch. Ich hoffe, Sie sind sich darüber klar.«

»Natürlich, Sir.«

Bannister stemmte die Arme in die Hüften und drehte sich nach den anderen Männern um. »Hat jemand von Ihnen etwas gesehen?«

Allgemeines Kopfschütteln.

Ein grauhaariger Wärter sagte: »Wir hatten Mittagspause, Sir.«

»Und weshalb war Sinclair nicht bei den anderen?«

»Ich hatte ihn zum Strafdienst abgestellt, Sir«, meldete sich Titus McGivern.

Bannister fuhr herum. »Aus welchem Grund?«

»Sinclair hatte sein Soll nicht geschafft. Er sollte während der Pause durcharbeiten. Außerdem hatte es einen Streit mit Kubak gegeben. Er und Sinclair haben sich geprügelt. Sinclair hat Kubak bewußtlos geschlagen.«

»Das wird ja immer schöner!« brüllte Bannister. »Auch noch eine Prügelei, und alles während Ihrer Oberaufsicht, McGivern. Na, das gibt ein Protokoll. Warum haben Sie denn in den Streit nicht eingegriffen, wenn ich fragen darf.«

»Sir, es ging alles zu schnell. Als wir kamen, war der Kampf schon beendet.«

Frederick K. Bannister lachte hart. »Es wird Ihnen schwerfallen, McGivern, dies bei dem auf Sie zukommenden Disziplinarverfahren zu beweisen. Aber das ist im Augenblick sekundär. Es gibt also keine Zeugen, wie ich sehe. Ich möchte den Fall aber trotzdem noch einmal durchgehen. Laut Ihrem Befehl hat dieser Sinclair also die Pause durcharbeiten müssen.«

»Mit Joe Cramer als Wärter«, sagte McGivern.

»Gut. Aber weiter.« Bannister blickte auf den toten Wärter. Sein Blick saugte sich an dem Messer fest. Irgendwo hatte er dieses Ding schon mal gesehen. Aber wo? Bannister überlegte, kam aber zu keinem Resultat. Er schob den Gedanken zur Seite und wandte sich wieder an Titus McGivern. »Kennen Sie das Messer, mit dem Cramer umgebracht worden ist?«

»Nein, Sir.«

»Es hat also nicht Sinclair gehört?«

»Nein, Sir.«

»Sie scheinen sich aber verdammt sicher zu sein«, bemerkte Bannister

spöttisch. »Aber lassen wir das. Wenn das Messer also nicht Sinclair gehört, wem dann?«

Die Frage lag in der Luft, doch keiner der Männer wußte eine Antwort.

Der Zuchthausdirektor ließ einige Zeit verstreichen, ehe er sagte:

»Wie es aussieht, gibt es nur eine Möglichkeit. Sinclair muß einen Helfer gehabt haben, der auch unter Umständen Cramers Mörder sein kann. Ich sage kann – nicht sein muß.« Bannister räusperte ich »Oder hat einer von Ihnen eine andere Vermutung?«

Die Männer schwiegen, und von den Gefangenen machte erst recht niemand den Mund auf.

»Okay, denn!« Bannister benannte drei Leute, die bei der Leiche bleiben sollten. Dann befahl er den Rückmarsch ins Zuchthaus.

»McGivern, Sie bleiben bei mir und fahren mit mir zurück. Kommen Sie!«

Wie ein gehorsamer Hund, so trottete Titus McGivern neben Bannister her. Ihm wurde manch schadenfroher Blick nachgeworfen und nicht nur von den Gefangenen. McGivern war auch bei seinen eigenen Kollegen nicht beliebt.

Bannister war mit einem Jeep gekommen. Er selbst hatte gefahren, setzte sich auch wieder hinter das Lenkrad, und McGivern nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Die Fahrt zum Zuchthaus verlief schweigend. McGivern rauchte unentwegt, und als das schwere Tor vor dem Wagen aufschwang, warf er seine dritte Zigarettenkippe weg.

Bannister fuhr bis dicht vor den Verwaltungstrakt. Dort sprang er aus dem Wagen und lief hoch in sein Büro. Titus McGivern blieb abwartend an der Tür stehen. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Frederick K. Bannister gönnte ihm keinen Blick. Mit einer heftigen Bewegung schloß er das Fenster. »Ich habe London bereits informiert«, sagte er, »und selbst das Disziplinarverfahren gegen mich eingeleitet Sie wissen, McGivern, was das bedeutet. Auch für Sie wird es Konsequenzen geben. Kraft meines Amtes suspendiere ich Sie vom Dienst.«

McGivern hatte einen hochroten Kopf bekommen. Er stand an der Tür wie ein Denkmal und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Kann ich jetzt gehen, Sir.«

»Ja, natürlich. Ich wollte Ihnen das nur nicht vor den Leuten sagen.«

Bannisters Stimme klang kraftlos. Der Mann schien in der letzten Stunde um Jahre gealtert.

McGivern öffnete behutsam die Tür und verließ lautlos das Zimmer des Zuchthausdirektors.

Bannister setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Mit leerem Blick

starrte er auf die Platte, und als plötzlich das Telefon schrillte, zuckte er regelrecht zusammen.

Mit einer fahrigen Bewegung griff er nach dem Hörer.

»Bannister.«

Wieder erklang das hohle Kichern Frederick K. Bannister versteifte. Den Anrufer hatte er schon vergessen, doch nun hatte sich dieser Mann wieder gemeldet.

Bannister spürte plötzlich, wie sich Schweißperlen auf seiner Stirn bil deten. Sein Herz klopfte schneller.

»Was wollen Sie?« fragte er.

Wieder kicherte der Unbekannte. »Haben Sie die Leiche schon entdeckt, Bannister? Schön, nicht wahr. Jetzt können Sie Ihren Job an den Nagel hängen.«

»Kommen Sie endlich zur Sache«, sagte der Zuchthausdirektor.

»Ja doch, nur nicht so eilig, mein Freund. Sie sind sicherlich daran interessiert zu erfahren, wer den guten Joe Cramer umgelegt und Sinclair befreit hat.«

Bannister zögerte mit der Antwort. In seinem Gehirn überschlugen sich die Gedanken. Der unbekannte Anrufer schien tatsächlich mehr zu wissen. Bestimmt würde er ihm Vorschläge machen. Wenn er nun darauf einging und so herausbekam, wer der Mörder war, hatte er unter Umständen noch eine Chance, seinen Job zu retten. Er mußte jetzt nur diplomatisch vorgehen.

»Hören Sie, Mister«, sagte Bannister und wunderte sich, wie fest seine Stimme klang. »Sicher interessiert es mich, wer Cramer umgebracht hat. Und wenn Sie es wissen, dann sagen Sie mir den Namen.«

Der Unbekannte lachte, und wieder wurde Bannister das Gefühl nicht los, die Stimme schon mal gehört zu haben. »So einfach ist das nicht, Mister Bannister. Sie müssen sich schon selbst zu mir bemühen. Hören Sie jetzt genau zu: Ich erwarte Sie in einer halben Stunde im Dartmoor Inn. Verstanden?«

»Ja.«

»Gut, und kommen Sie pünktlich.« Mit diesen Worten legte der Anrufer auf.

Frederick K. Bannister blieb zwei Minuten ruhig auf seinem Platz sitzen. Dann zog er die Schreibtischschublade auf und holte eine flache Astra-Pistole hervor, die er in der Tasche seiner Uniformjacke verstaute.

Er stand auf, ließ seinen Mantel an der Geraderobe hängen und verließ das Büro.

Unten im Zuchthaushof stieg er in seinen Jeep. Er schenkte den Posten nicht einen Blick, als er das Zuchthaus verließ. Er hatte niemand gesagt, wohin er fuhr.

Wenige Minuten nach ihm verließ ein anderer Mann den

Zuchthauskomplex. Der Mann war Titus McGivern. Er hatte sich umgezogen, trug jetzt eine Lederkombination und einen roten Sturzhelm. McGivern saß im Sattel seiner Honda. Er hatte die Suspendierung vom Dienst nicht überwinden können und wollte sich richtig betrinken.

In dieser Gegend gab es nur eine Wirtschaft, die schon geöffnet hatte.

Das Dartmoor Inn…

***

John Sinclair hatte sich nichts gebrochen. Das stellte er als erstes fest, als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte. Nur sein Schädel schmerzte zum Zerspringen.

John blieb erst einmal ruhig liegen. Er war die gesamte Stiege hinuntergefallen und fühlte unter seinen Handflächen rauhen kalten Steinboden.

Jetzt kam auch die Erinnerung wieder zurück. John dachte daran, daß ihm der Meister den heimtückischen Schlag versetzt hatte, und er ärgerte sich nun, daß er nicht besser aufgepaßt hatte, John hob seinen linken Arm und betastete seinen Schädel. Er fühlte eine etwa taubeneigroße Beule und etwas Klebriges zwischen den Fingern. Blut.

Der Oberinspektor verzog das Gesicht. Hoffentlich habe ich mir keine Gehirnerschütterung eingefangen, dachte er, doch die Anzeichen, die darauf hinweisen – wie zum Beispiel Übelkeit – fehlten.

John Sinclair lag auf dem Bauch. Um ihn herum war es stockdunkel.

Langsam zog er seinen Körper zusammen, ignorierte die Schmerzen im Kopf und setzte sich auf die unterste Stufe der Stiege. Dann winkelte er das rechte Bein an, stützte sich mit beiden Händen ab und stand schließlich.

Zuerst drehte sich alles, doch nachdem er einige Male tief durchgeatmet hatte, fühlte er sich besser.

Er begann mit vorsichtigen Schritten sein Gefängnis zu durchmessen.

Allerlei Gerümpel lag im Weg herum, und schon bald stießen seine vorgestreckten Hände gegen eine Wand.

John hielt sich an der Wand, ging nach rechts und tastete sich so weiter.

Das Schlimmste für John Sinclair war, daß er keine Waffe besaß. Er war den Gefahren, die auf ihn zukommen konnten, praktisch ausgeliefert und konnte sich nur auf seine Fäuste verlassen. John hatte nicht einmal Streichhölzer, um Licht zu machen, und so suchte er im Dunkeln nach einer Waffe.

Er fand schließlich einen Holzstab, etwa armlang und relativ stabil.

Besser als gar nichts, dachte der Geister-Jäger mit Galgenhumor.

Er ging weiter – und fand eine Tür.

John suchte nach der Klinke, bekam sie auch zu fassen, aber die Tür

war abgeschlossen.
Der Oberinspektor biß sich auf die Lippen.
Welches Geheimnis verbarg sich hinter der Tür? Was hatte der Meister dort versteckt? Daß er hinter den geheimnisvollen Ausbrüchen steckte, das war John jetzt völlig klar. Er mußte nur noch hinter das Motiv des rätselhaften Meisters kommen.
John ging wieder zurück und setzte sich auf die Stiege. Den Stock legte er vor sich auf die Knie. Er wollte erst einmal abwarten. Der Meister würde schon von selbst kommen.
John Sinclair entspannte sich völlig. Mittlerweile hatte auch der Kopfschmerz nachgelassen, und John fühlte sich den Umständen entsprechend wohl.
Er hatte ein Nervenkostüm, das aus Drahtseilen zu bestehen schien. Er wäre sogar eingeschlafen, wenn ihm nicht plötzlich das seltsame knarrende Geräusch aufgefallen wäre.
Augenblicklich war John voll da. Seine Finger umklammerten die primitive Schlagwaffe fester. Er spitzte die Ohren wie ein Luchs.
Da war es wieder! Dieses knarrende Geräusch, als würde eine Tür in den Angeln bewegt.
Eine Tür?
John fiel die Tür ein, die er ertastet hatte.
Mit einem Ruck stand der Geister-Jäger auf. Eine fieberhafte Spannung hatte ihn gepackt. Würde sich jetzt das Rätsel, das dieses Haus wie ein Schleier umgab, lösen?
John starrte in Richtung der Tür – und sah plötzlich in der Dunkelheit, etwa in Kopfhöhe, zwei weiße, mit roten Äderchen durchzogene Kreise leuchten.
Zwei Augen…
Und im nächsten Augenblick zerriß ein nervenzerfetzendes Heulen die lastende Stille…

***

Frederick K. Bannisters Blicke tasteten die rissige Vorderfront des Gasthauses ab. Er hatte den Wagen ein Stück weiter hinten abgestellt und war die letzten Yards zu Fuß gegangen Bannister hatte beide Hände in den Taschen versenkt, die Finger seiner Rechten um klammerten den Griff der Pistole.
Bannister hatte diesen Gasthof noch nie betreten. Er kannte das Dartmoor Inn nur vom Hörensagen und hatte es immer unter seiner Würde empfunden, in einem Lokal zu verkehren, in dem auch oft seine Angestellten saßen.
Doch jetzt mußte er hineingehen!
Die Fenster waren verstaubt. Die Wand zeigte fingerdicke Risse.
Dieses Haus mußte unbedingt renoviert werden, wenn es nicht in den

nächsten Jahren einstürzen sollte.

Unter den Fenstern der oberen Etage rankte wilder Wein. Wie eine grüne blättrige Schlange schlängelte er sich an der Hauswand entlang.

Spinnen hatten zwischen dem Blattwerk ihre Netze gewoben, die im Wind träge schaukelten.

Das Haus machte auf den ersten Blick einen harmlosen, ja romantischen Eindruck, und dafür hatte es Bannister auch immer gehalten, bis er jetzt von einem unbekannten Anrufer hierher gelockt worden war. Der Zuchthausdirektor gab sich einen Ruck und ging auf das Haus zu.

Sicher wurde er schon beobachtet, er wollte aber keine Schwäche zeigen.

Vor der Tür blieb er stehen Sie war ebenfalls alt, die Farbe schon zum Teil abgeblättert. Nur die geschwungene Klinke war erneuert worden. Jemand hatte den Messinggriff eifrig geputzt. Er glänzte wie ein Spiegel. Die obere Hälfte der Tür war mit kleinen Glasfenstern bestückt durch die Bannister in das Innere des Lokals blicken konnte.

Soweit er sehen konnte, war der Gastraum leer.

Entschlossen betrat Frederick K. Bannister das Dartmoor Inn. Die Tür ließ sich leicht öffnen, und Bannister drückte sie schnell hinter sich ins Schloß.

Eine Stille, wie sie in einer leeren Kirche herrschte, umgab ihn Bannister hörte seinen eigenen Atem, und sekundenlang hatte er die wahnwitzige Hoffnung, umsonst herbefohlen zu sein.

Doch er täuschte sich.

Aus einer Nische – links von Bannister – trat ein Mann hervor.

Der Zuchthausdirektor wandte sich um, und im gleichen Augenblick weiteten sich seine Augen vor Staunen.

»Sie, Haskell?« würgte er hervor.

Clark Haskell, der Wirt, grinste. »Ja, Bannister, ich bin es. Damit hättest du wohl nicht gerechnet, du Schwein.«

Bannister wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Stirn.

»Dann sind Sie der Mann, der…?«

»Ja, ich bin der Mann, Bannister. Ich habe die Gefangenen befreit, und sie durch Schwarze Magie zu Monstern umfunktioniert.«

Bannister begriff nicht recht. »Wieso Monster?«

Haskell hatte sich auf einen Tisch gesetzt. »Haben Sie nichts von der grünhäutigen Bestie gehört, die in Scranton gewütet hat?«

»Ja – schon. Aber…«

Haskell kicherte wieder. »Das war der erste Gefangene, dem ich die Freiheit geschenkt habe. Sie sehen, Bannister, ich bin mächtig Mächtiger als Sie.« Haskell siezte den Zuchthausdirektor jetzt plötzlich wieder, und mit scharfer, haßerfüllter Stimme fuhr er fort:

»Erinnern Sie sich noch an damals, als Sie mich entlassen haben? Sie

haben mich weggejagt wie einen räudigen Hund. Damals schon habe ich Ihnen versprochen, mich zu rächen. Zwei Jahre hatte ich Zeit, mir meinen Racheplan zu überlegen. Ich weiß, Sie haben die Worte nicht ernst genommen. Viele Gefangenen schwören, sich an Ihnen zu rächen, aber ich bin der einzige gewesen, der seinen Plan konsequent durchgeführt hat. Ich habe dieses Haus hier gekauft, damit ich in Ihrer Nähe bleiben konnte. Ersparnisse hatte ich genug. Und hier, im Dartmoor Inn, hat das Schicksal mir den Wink gegeben. Auf dem Speicher des Hauses habe ich eine alte Truhe mit Büchern gefunden. Ein Buch habe ich gelesen, und es hat mich in die Geheimnisse der Schwarzen Magie eingeweiht. Ich war fasziniert und erschreckt gleichzeitig, aber dann wußte ich, wie ich meine Rache auskosten konnte.«

»Das ist doch Unsinn«, sagte Bannister. »Sie phantasieren doch.«

»So? Ich phantasiere? Dann ist das grünhäutige Monster wohl auch meiner Phantasie entsprungen.«

»Es war ein Trick. Denken Sie an Horrorfilme wie King Kong oder Frankenstein. Dort haben die Experten auch Monster aus Pappmache nachgebildet.«

Haskell begann zu lachen. Es war ein irres, widerliches Gelächter.

»Sie Narr«, sagte er. »Mein Monster lebte. Leider hat es der Sumpf verschluckt.« Haskell rutschte vom Tisch. Leicht vornübergebeugt blieb er stehen und deutete mit dem Zeigefinger auf Bannisters Brust.

»Und damit Sie sehen, daß ich nicht bluffe, werde ich Sie in den Keller führen und Ihnen die Monster zeigen. Sie werden persönlich die Verwandlung eines Gefangenen miterleben können, um anschließend von ihm unter schrecklichen Qualen getötet zu werden. Das ist die Strafe, die ich mir für Sie ausgedacht habe.«

Bannister blieb weiterhin gefaßt. Er wunderte sich selbst, woher er die Ruhe nahm. »Dieser Gefangene – ist das zufällig ein gewisser Sinclair?«

»Ja, so heißt er.«

»Dann waren Sie es auch, der den Wärter Joe Cramer ermordet hat.«

»Genau. Es war Pech, daß man ihn zur Bewachung des Gefangenen eingeteilt hat. Außerdem hat der Tod des Mannes bestimmt einige Verwirrung gestiftet, wie überhaupt der gesamte Fall. Ich habe mir immer wieder Ihr Gesicht vorgestellt, Bannister, wenn Sie erfuhren, daß jemand geflohen ist. Aus Dartmoor, dem sichersten Zuchthaus der Insel. Lange hatte es keiner mehr geschafft. Sie waren sehr stolz auf die Bilanz. Zu stolz, wie sich herausgestellt hat. Sie haben überall gesucht, nur nicht direkt vor der Haustür, und dabei war es so einfach. Aber alles, was bisher geschehen ist, war nur das Vorspiel. Ich habe nun das blutige Finale eingeleitet, in dem Sie das Opfer sein werden, Bannister.«

Der Zuchthausdirektor schüttelte den Kopf. »Nein, Haskell, das glaube ich nicht. Ihr schmutziges Spiel ist zu Ende. Ich werde Sie mit in das Zuchthaus nehmen und Sie dort der Polizei übergeben. Haskell, Ihre Tage sind gezählt.«

Mit diesen Worten griff der Zuchthausdirektor in die Jackettasche und zog seine Pistole hervor. »Eine falsche Bewegung nur, Haskell, und ich drücke ab. Glauben Sie mir, es würde mir nichts ausmachen.«

»Ja!« zischte Haskell, »das nehme ich Ihnen ab, Sie Schwein. Aber Sie haben sich verrechnet. Wann haben Sie denn zum letztenmal geschossen, he? Vor einem Monat, vor einem Jahr, vor zehn Jahren? Ihre Kanone ist ja noch nicht einmal entsichert.«

Frederick K. Bannister fiel auf den ältesten aller Tricks herein. Er senkte den Blick, war eine Sekunde unaufmerksam, und die Zeit reichte Clark Haskell.

Mit einem raubtierhaften Sprung flog der schwere Mann durch die Luft und wischte mit einer schnellen Bewegung Bannisters Waffenhand zur Seite.

Die Pistole fiel dem Zuchthausdirektor aus den Fingern und rutschte unter einen Stuhl.

Haskell prallte gegen Bannister und umklammerte den Mann mit seinen bärenstarken Armen.

Bannister schrie. Er hatte das Gefühl, ihm würden sämtliche Knochen gebrochen. Mit einer heftigen Bewegung warf Haskell seinen Gegner zu Boden.

Bannister schlug hart auf. Seine Brille rutschte ihm von der Nase, fiel auf den Boden.

Haskell lachte und schlug mit der linken Faust auf das Gestell. Das Glas zersplitterte.

Haskell lag auf dem Zuchthausdirektor. Er hatte sein rechtes Knie in dessen Magen gebohrt und drückte immer weiter zu.

Bannister machte verzweifelte Abwehrbewegungen, versuchte dabei Haskells Gesicht zu treffen, doch es war ein sinnloses Unterfangen.

Dem Zuchthausdirektor fehlte einfach die Kraft und auch die Cleverneß, um diesen Kampf gewinnen zu können.

Haskell riß den Mann herum. Bannister flog auf den Rücken, und der Wirt schlug ihm zweimal mit der flachen Hand ins Gesicht.

Blut quoll aus Bannisters Nase, die Augen begannen ihm zu tränen.

»Aufhören«, wimmerte der Mann. »Aufhören!«

Haskell war rasend in seinem Haß. »Man sollte dich totschlagen, du Schwein!« brüllte er und schlug wieder zu.

Bannisters Kopf dröhnte hart gegen den Boden. Plötzlich wurden seine Augen glasig. Der Zuchthausdirektor war bewußtlos.

Wie aus einer tiefen Trance erwachend stand Haskell auf. Er wischte sich über den Mund und blickte mit fletschenden Zähnen auf den am

Boden Liegenden herab.

»Mist, verdammter!« zischte Haskell. »Kann nichts vertragen, dieser Schwächling.«

Der Wirt spie aus, ging mit schleppenden Schritten zum Tresen und füllte dort einen Eimer mit Wasser. Er kam mit dem Eimer zurück und leerte ihn über Bannister aus.

Der Zuchthausdirektor rührte sich nicht. Anscheinend mußte es ihn doch härter getroffen haben.

Haskell zündete sich eine Zigarette an. Wütend biß er sich auf die Lippe. Durch diese Verzögerung ging ihm wieder zuviel Zeit verloren. Er hatte die Zigarette etwa zur Hälfte aufgeraucht, als er das schreckliche Heulen hörte.

Haskell wirbelte herum.

Und wieder vernahm er das Heulen.

Es kam aus dem Keller.

Der Wirt wußte, was los war. Die grünhäutigen Bestien waren aufgewacht und würden sich jetzt diesen Sinclair vornehmen. Das mußte er verhindern.

Er lief los und hatte kaum den Tresen erreicht, als die Eingangstur aufgestoßen wurde. Aus den Augenwinkeln sah Haskell einen Mann in den Gastraum gestürzt kommen. Der Mann trug eine Lederkombination und einen roten Sturzhelm auf dem Kopf.

Wie ein Blitz war der Kerl in der Gaststätte, bückte sich gedankenschnell und riß Bannisters Pistole an sich. Sofort richtete er die Mündung auf den verbrecherischen Wirt.

»Bleib ja stehen, du Dreckskerl«, sagte er.

***

Die Dunkelheit gereichte John Sinclair jetzt zum Vorteil. Aus den Bewegungen des Monsters – sie waren an den glühenden Augen zu erkennen – entnahm John, daß der Unheimliche nach ihm suchte. Für John Sinclair stand fest, daß in diesem Keller einer jener Grünhäutigen lauern mußte, der auch die kleine Stadt Scranton in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Der Geister-Jäger verhielt sich ruhig. Er wollte die Bestie nicht durch eine unbedachte Bewegung auf sich aufmerksam machen. Schließlich besaß er so gut wie keine Waffe. Es wäre sicherlich leicht gewesen, das Monster mit einer geweihten Silberkugel zur Hölle zu schicken, aber in diesem speziellen Fall mußte sich John ganz auf sein Geschick und sein Glück verlassen.

John Sinclair ging in die Hocke. Aus Richtung der Tür hörte er tapsende Schritte, und als er abermals einen schnellen Blick hinüberwarf, hatte er das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen.

Ein weiteres Augenpaar leuchtete in der Dunkelheit!

Jetzt standen zwei Monster gegen John Sinclair.
Eine verdammt ungünstige Ausgangsposition.
Die beiden Bestien schienen den Geister-Jäger gewittert zu haben.
Durch seltsame Fauchlaute traten sie miteinander in Kontakt. John sah, daß sie dabei waren, ihn einzukreisen.
Es wurde kritisch.
Für einen Augenblick dachte der Oberinspektor daran, die Stiege hochzulaufen und zu versuchen, die Falltür zu öffnen. Aber er hatte auch vorher den Riegel an der Außenseite der Tür gesehen, und sicherlich war der Meister nicht so dumm gewesen, ihn offen zu lassen.
Das Monster, das von links kam, hatte John Sinclair fast erreicht. Der Oberinspektor konnte bereits die widerliche Ausdünstung riechen, die das Atmen erschwerte.
Noch wenige Schritte, dann…
John ging zum Angriff über.
Er sprang plötzlich aus seiner knieenden abwartenden Stellung hoch und drosch der Bestie den Knüppel zwischen die Augen.
Ein wütendes unheimliches Heulen war die Antwort. Der Grünhäutige war für einen Augenblick verwirrt, John schlug noch einmal zu und tauchte dann unter den zupackenden Pranken hinweg.
Mit wenigen Sehritten stand er an der Wand. Er konnte erkennen, daß sich das getroffene Monster im Kreis drehte, dann aber wurde seine Aufmerksamkeit von der anderen Bestie in Anspruch genommen.
Urplötzlich stand sie vor dem Geister-Jäger.
John konnte sich nur noch abducken, so daß der harte Schlag seine Schulter traf.
Stoff riß ratschend.
Von unten her stieß Johns Rechte mit dem Holzknüppel vor. Er rammte die primitive Waffe in den Bauch der Bestie und spürte gleichzeitig den Widerstand.
Die grüne Haut der Monster war knochenhart. John hatte das Gefühl, gegen eine Wand geschlagen zu haben, und die Ahnung, daß er unterliegen würde, verdichtete sich immer mehr zur Gewißheit. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann die Monster ihn gepackt hatten.
John hatte blitzschnell seinen Standpunkt gewechselt. Er sah die erste Bestie wieder ankommen, gleichzeitig streifte der fauchende Atem des zweiten Monsters seinen Nacken.
John warf sich zu Boden, rollte ein paarmal um seine eigene Achse, stieß gegen irgendeinen harten Gegenstand und sprang wieder auf die Füße.
Ehe die beiden Monster sich wieder auf ihn konzentrieren konnten, lief der Oberinspektor auf die Tür des anderen Raumes zu. Sie mußte

offen sein, denn John hatte sie vorhin nicht zufallen hören.

Der Geister-Jäger erreichte den anderen Raum, knallte die Tür zu und tastete sie an der Innenseite nach einem Riegel ab.

Er fand ihn in Brusthöhe.

Mit der Faust schlug John den schweren Eisenriegel zur Seite.

Aufatmend lehnte er sich gegen das Holz. Er war naßgeschwitzt. Die körperliche und auch psychische Anstrengung hatten ihn ziemlich geschlaucht.

Aber John sollte nur wenige Sekunden Ruhepause bekommen. Denn schon standen die Bestien vor der Tür.

John hörte ihr wütendes Fauchen.

Und dann rammten die schweren Körper gegen die Tür. Es war nur eine Frage der Zeit, wann das Holz brechen würde…

***

Titus McGivern hatte die gesamte Zeit an einem der Fenster gestanden und gelauscht. Die beiden Männer hatten laut genug gesprochen, um jedes Wort verstehen zu können. Und als Haskell Bannister dann überwältigt hatte, hatte McGivern eiskalt abgewartet, bis seine Chance gekommen war.

Jetzt stand er mit angeschlagener Waffe vor dem schreckensstarren Wirt.

Haskell war geschockt. Mit allem hätte er gerechnet, nur nicht mit dem Auftauchen eines Zeugen. Aber Haskell wäre nicht ein eiskalter Verbrecher gewesen, wenn er es nicht verstanden hätte, sich schnell wieder zu fangen.

Ein Grinsen strich plötzlich über sein Gesicht. »All right, McGivern, du hast gewonnen. Und nun?«

»Ich habe alles gesehen, Haskell.« Mit der freien Hand nahm McGivern den Helm vom Kopf und warf ihn auf den Boden. »Es war nicht gerade die feine Art, was du mit Bannister angestellt hast.«

»Na und? Hat er mich damals gut behandelt? Wie einen räudigen Köter.«

»Daran warst du auch nicht unschuldig.«

»Was habe ich denn schon gemacht? Bin mit der Frau eines Gefangenen ins Bett gestiegen. Und? Die Kleine war doch froh, daß mal ein richtiger Mann kam Ihr Alter saß schließlich im Knast.«

»Ja, so kann man es auch sehen«, erwiderte McGivern. Dann zeigte er auf Bannister. »Was er nicht geschafft hat, das schaffe ich, Haskell. Ich werde dich umlegen.«

In Haskells Gesicht zuckte es. »Und warum?«

»Weil Bannister mir dann noch eine Chance gibt. Sogar geben muß. Denn ich habe ihn dann aus der Misere herausgeholt. Das mußt du doch verstehen, Haskell.«

»Ja, McGivern, sehr gut sogar. Nur machst du einen kleinen Denkfehler dabei.«

Titus McGivern lachte. »Komm, du brauchst nicht versuchen, Zeit herauszuschinden. Es nützt dir sowieso nichts.«

»Moment, McGivern, so ist das nicht. Ich habe dir einen ganz reellen Vorschlag zu machen. Überlege doch mal, was hast du schon an Gehalt in diesem miesen Knast? Du mußt dich den ganzen Tag mit stupiden Gefangenen herumärgern und dich dann noch von Bannister anmeckern lassen. Ich aber biete dir eine Chance, an das große Geld zu kommen.«

»Und wie?«

»Wir teilen. Machen halbe-halbe. Warum willst du immer nur für andere die Kastanien aus dem Feuer holen? Selbst ist der Mann. Überleg doch mal, McGivern, ich habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, wenn du so willst. Im Keller leben zwei gefährliche Monster. Wir sind mit diesen beiden Bestien unschlagbar. Wir können massenweise Geld verdienen. Wir verlassen die Gegend hier, gehen aufs Festland, nehmen die Bestien mit und fangen dort von vorn an.«

McGivern hob die Schultern. »Und wie hast du dir alles vorgestellt?«

»Die Einzelheiten muß man natürlich noch genau durchsprechen. Aber erst muß die Basis geschaffen werden. Also, wie ist es? Machst du mit?«

Titus McGivern biß sich auf die Lippe. Er zögerte. Zwei Seelen kämpften in seiner Brust. Einerseits besaß er noch so etwas wie Pflichtgefühl, andererseits wiederum lockte Haskells Angebot. Wie sollte er sich entscheiden? Ein gräßliches Stöhnen schreckte McGivern aus seinen Überlegungen.

Hastig wandte er den Kopf, um aber im gleichen Atemzug wieder Clark Haskell anzusehen.

Frederick K. Bannister war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Er hatte sich auf die Knie gehockt und mußte gräßliche Schmerzen haben. Kopf und Gesicht waren blutverschmiert. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch die Kraft besaß, sich aufzurichten. Rasselnd ging sein Atem, und es kostete ihn eine ungeheure Anstrengung zu sprechen, »Tu's nicht, McGivern«, würgte er. »Leg diesen Bastard um, aber laß dich nicht von ihm fertig machen. Das Recht ist auf unserer Seite, McGivern Ich werde die Sache schon wieder hinbiegen, verlassen Sie sich darauf.«

McGivern schluckte. Plötzlich wünschte er sich auf eine einsame Insel. Er wußte nicht, was er machen sollte. Für wen sollte er sich entscheiden?

»Los, McGivern, leg ihn um!« keuchte Bannister. »Oder gib mir die Waffe, dann mache ich es!«

McGiverns Zunge fuhr über die spröden Lippen Er warf einen

schnellen Blick zu Haskell hin.

Der Wirt hatte sich mit dem Rücken gegen den Tresen gelehnt, die Arme angewinkelt und die Ellenbogen auf die Theke gelegt. Sein starrer Blick war auf Titus McGivern gerichtet. Er versuchte ihn regelrecht zu hypnotisieren.

»Mach keinen Mist, McGivern!« zischte der Wirt. »Denk an deine frühere Zeit…«

»McGivern!« Bannister nahm noch mal alle Kräfte zusammen. »Ich befehle Ihnen…«

»Was?« brüllte der Aufseher. »Sie befehlen mir? Sie wollen mir Vorschriften machen?«

Mit einer raschen Bewegung zuckte er herum Die Mündung der Waffe war jetzt auf Frederick K. Bannister gerichtet.

»McGivern!« brüllte der Zuchthausdirektor »Reißen Sie sich zusammen!«

Da schoß McGivern!

»Ich lasse mir nichts befehlen!« schrie er. »Ich nicht! Da hast du dein Fett, du Schwein!«

McGivern zog mehrmals durch. Bannister zuckte unter den Einschlägen der Kugeln zusammen. Er fiel auf den Rücken. Blut tränkte seine Uniformjacke, und mit einem leisen Röcheln verwehte der letzte Atemhauch.

Titus McGivern erwachte wie aus einer Trance. Er hatte den Arm mit der Pistole sinken lassen und starrte auf die Waffe. Mit drei Kugeln hatte er seinen Vorgesetzten getötet, und damit hatte er sich endgültig entschieden.

Clark Haskell kam angelaufen. »Wunderbar gemacht, McGivern«, rief er. »Das hätte ich dir nie zugetraut.«

»Wie?« McGivern sah den Wirt verstört an.

Haskell lachte. »Ich meine diese Reaktion. Ich habe dich immer für einen Schwächling gehalten, aber jetzt… komm, gib mir die Waffe.«

Automatisch streckte McGivern den Arm aus.

Haskell wand dem Mann die Astra-Pistole aus den Fingern. Ein böses Lächeln hatte sich in seine Mundwinkel gegraben, als er zwei Schritte zurücktrat und McGivern anrief.

»He.«

McGivern – immer noch leichenblaß im Gesicht – drehte den Kopf – und sah geradewegs in die Mündung der Astra.

»Was soll das, Haskell?« fragte er mit rauher Stimme.

»Kannst du dir das nicht denken?«

McGiverns Augen wurden weit. »Du willst – du willst…?«

»Genau, mein Freund, ich werde dich killen. Hast du denn im Ernst geglaubt, ich würde mit dir teilen? Nein, das Format, um mit mir zusammenzugehen, das hast du nicht. Du bist und bleibst ein

mickriger Oberaufseher, McGivern. Und denk mal zurück. Besonders gut haben wir beide uns auch nicht verstanden. Du hast immer schon gern den Vorgesetzten herausgespielt. Pech für dich, mein Junge.«

Haskell sagte die Worte mit einer eiskalten Gelassenheit, die McGivern in Rage brachte.

»Du verlogenes Schwein!« brüllte er plötzlich und stürzte ungeachtet der auf ihn gerichteten Waffe dem verbrecherischen Wirt entgegen.

Haskell schoß.

Doch auch er war von dem plötzlichen Angriff überrascht worden und verriß den Schuß.

Die Kugel traf McGiverns linke Schulter.

Zu einem zweiten Schuß kam Haskell nicht mehr.

Die Männer prallten zusammen. McGivern gelang es trotz seiner Verletzung Haskells Waffenhand zur Seite zu drücken und ihm ein Knie in den Leib zu rammen. Haskell würgte und fiel nach hinten.

Beide Männer stürzten zu Boden. Und hier kam es zu einem verzweifelten Ringen um die Pistole.

Die Männer rollten ineinanderverkrallt über den schmutzigen Boden des Lokals. Tische und Stühle flogen um, doch keiner der Kämpfer gab nach. Titus McGivern kämpfte wie ein angeschossenes Raubtier.

Er ignorierte den stechenden Schmerz in seiner Schulter und versuchte immer wieder seine Beine einzusetzen.

Der Tresen hielt die beiden Männer schließlich auf.

McGivern hatte das Pech und prallte mit seiner verletzten Schulter dagegen.

Er brüllte. Der Schmerz war wie eine Lohe, die durch seinen Körper jagte.

Gleichzeitig gelang es Clark Haskell, seinem Gegner den Ellbogen ins Gesicht zu schmettern.

McGiverns Haut platzte an der Wange auf. Blut schoß aus seiner Nase, und der Schmerz trieb ihm das Wasser in die Augen.

Der Wirt riß sich los. Er gab McGivern noch einen Tritt und sprang dann auf die Füße. Nach wie vor hielt er die Waffe umklammert.

»Du Hund!« brüllte er und legte auf den wehrlosen Titus McGivern an.

Doch im gleichen Augenblick überstürzten sich die Ereignisse. Hinten in der Wohnung entstand plötzlich ein mörderischer Krach, und als Haskells Blick über den Tresen hinweg durch die offene Tür zuckte, sah er ein brennendes Monster in das Lokal gewankt kommen.

Haskells Gesicht verzerrte sich vor Entsetzen…

***

John Sinclair hatte schon oft in verzweifelten Situationen gesteckt.

Und er hatte nie aufgegeben. Vielleicht war das der Grund, daß er bis

heute noch am Leben geblieben war. Er hatte es verstanden, einen kühlen Kopf zu behalten und sich nicht von der Panik über schwemmen zu lassen.

Wie auch jetzt.

Die beiden Monster warfen sich mit ihrem vollen Gewicht gegen die Tür. Es dröhnte und krachte ohrenbetäubend. Aber noch hielt die stabile Holztür.

John Sinclair hatte sich weiter in das Verlies zurückgezogen. Er hatte auch die drei Steinsärge entdeckt, die nahezu die Hälfte des Verlieses einnahmen. John folgerte, daß die Särge den Monstern als »Ruhestätten« gedient hatten.

Im Augenblick tastete er die Wände ab. Seine Hände glitten über feuchten rauhen Stein, er fühlte klebrigen Schimmel zwischen seinen Fingern.

Plötzlich verschwand seine rechte, etwas vorgestreckte Hand in einer Höhlung. John zuckte zusammen, tastete weiter und hielt plötzlich ein kleines Kästchen zwischen den Fingern.

John griff zu und zog die Hand zurück.

Das Kästchen besaß an den schmalen Seiten rauhe Flächen, und als er es hin und herbewegte raschelte es.

Streichhölzer!

Himmel, er hatte eine Schachtel mit Streichhölzern gefunden.

John stieß die Schachtel mit dem Daumen auf. Immer noch dröhnten die Schläge gegen die Tür. Das Holz knirschte bereits verdächtig.

Hastig riß der Geister-Jäger ein Zündholz an. Die Flamme zuckte auf, wurde wieder kleiner, fand aber dann doch Nahrung, und John konnte einen Eisenhalter erkennen, der in der Höhlung der Wand befestigt war, und in dem eine verloschene Pechfackel steckte.

Das Streichholz erlosch. Johns Finger zitterten, als er ein neues anriß.

Mit der linken Hand riß er die Fackel aus der Halterung, hielt das Streichholz an das Pech, und fast augenblicklich fing das brennbare Material Feuer.

John dachte erst gar nicht darüber nach, wieso und weshalb die Zündhölzer hier unten lagen. Wahrscheinlich hatte der Meister sie als Ersatzstreichhölzer benutzt, und das war ihm eben zum Verhängnis geworden.

John Sinclair stand mit dem Rücken zur Tür und schwang herum, als sie plötzlich aus den Angeln flog.

Brüllend stürmten die beiden Bestien in das Verlies.

Eiskalt sprang ihnen John entgegen.

Er schwang die brennende Fackel über den Kopf, und als das erste Monster dicht vor ihm war, stieß er die Fackel in dessen Fratze.

Ein unmenschliches Brüllen entrang sich der Kehle des Monsters.

Geblendet taumelte es zurück. Aber das war nicht alles. Die trockene, pergamentähnliche Haut hatte im Nu Feuer gefangen und brannte wie Zunder.

Die Bestie wurde zu einer lebenden Fackel.

Sie drehte sich auf der Stelle, brüllte, schrie. Verzweifelt versuchte sie, mit ihren Pranken die Flammen auszuschlagen, doch das Feuer war starker. Es hüllte das Monster ein wie ein Mantel.

Gelbbrauner, widerlich riechender Qualm zog träge durch das Verlies.

John Sinclair hustete, als er sich durch die dicken Schwaden einen Weg nach draußen bahnte.

Noch lebte das zweite Monster!

Es war – als John mit der Fackel auf die erste Bestie losgesprungen war – zurückgewichen und hatte sich in dem großen Kellerraum verstecken wollen.

Doch dieses Vorhaben mißlang. Der Geister-Jäger war der Bestie schon zu dicht auf den Fersen. John sah, daß sich das Monster ängstlich in eine Kellerecke zurückziehen wollte.

Er sprang auf das Untier zu, um ihm ebenfalls die flammende Pechfackel gegen den Körper zu stoßen.

John war sich seiner Sache zu sicher. Deshalb sah er den Schlag nicht kommen. Er fühlte nur einen ungeheueren Stoß gegen die Brust und wurde wie von einer Kanone abgeschossen nach hinten katapultiert.

Dicht neben der zerstörten Tür krachte John Sinclair gegen die Wand.

Er war mit dem rechten Ellbogen gegen einen vorspringenden Stein geprallt, und der Arm war in diesem Moment vor Schmerz paralysiert.

John Sinclair konnte die Fackel kaum noch halten. Aus dem Verlies hörte er das fürchterliche Todesgebrüll der ersten Bestie. John brauchte Sekunden, um sich wieder zu fangen.

Diese Zeit nutzte die zweite Bestie. Mit wankenden Schritten durchquerte sie den Kellerraum, kletterte dann die Stiege hoch und hatte bereits wenig später die Falltür erreicht. Mit beiden Fäusten hämmerte sie gegen die verschlossene Tür.

Die Angst mußte dem Grünhäutigen übernatürliche Kräfte verleihen, denn die Bestie schaffte es, die Falltür aus den Angeln zu heben.

Im gleichen Augenblick hatte John seinen Schmerz abgeschüttelt. Er hetzte los.

John Sinclair flog auf die Stiege zu, kletterte die ersten Sprossen hoch und sah gerade noch das linke Bein des Monsters vor sich.

Johns rechter Arm schnellte vor. Die Flamme strich über den Fuß der Bestie, gerade in dem Moment, als das Monster nach oben verschwinden wollte.

Wie ein Blitz fraß sich die Flamme weiter. Aber das konnte John

nicht mehr sehen, denn das Monster rannte brüllend in den Schankraum des Lokals…

***

Die grünhäutige Bestie war dem Wahnsinn verfallen. Die Flammen mußten ihr höllische Schmerzen zufügen. Völlig außer Kontrolle stob das monströse Wesen in den Schankraum. Mit wilden Bewegungen fegte es die Regale leer Flaschen und Gläser polterten zu Boden, zerplatzten in tausend Scherben. Whisky und Gin tränkten den Boden und verbreiteten einen penetranten Geruch.

Das Monster hechtete über den Tresen Es geschah genau in dem Augenblick, als der verletzte Titus McGivern sich aufrichten wollte.

Ein mörderischer Tritt traf seinen ungeschützten Kopf.

Das Monster wütete, trat und schlug nach allem, was sich bewegte.

Tot fiel McGivern zurück auf den schmutzigen Boden.

Auch Clark Haskell hatte die Panik ergriffen. Es war wie in einem Gedicht von Goethe. Die Geister, die er gerufen hatte, wurde er nun nicht mehr los, sie wandten sich gegen ihn.

Haskell ging hinter einem umgekippten Tisch in Deckung und verfeuerte die letzten drei Kugeln auf die in Flammen stehende Bestie.

Doch Haskell war zu aufgeregt. Er fehlte. Nur eine Kugel streifte die Bestie am Arm, die anderen klatschten in das zum Teil leere Flaschenregal.

Aber der Grünhäutige hatte Haskell entdeckt.

Brüllend wandte er sich dem neuen Gegner zu. Die Flammen hatten bereits die Brust erreicht. Die grüne Haut platzte weg. Das Gesicht des Monsters war zu einer schaurigen Fratze verzogen.

Mit einer wilden Bewegung fegte es den Tisch, hinter dem der Wirt in Deckung gegangen war, zur Seite. Das schwere Möbelstück flog durch das gesamte Lokal und wurde erst von der Wand aufgehalten, wo es zersplitterte.

Haskell sprang auf. Er warf die leergeschossene Pistole weg und wich schreiend zurück.

Gnadenlos setzte das Monster nach.

Der Wirt hatte die Hände vorgestreckt. »Nein!« schrie er immer wieder. »Nein… nicht…«

Mit einem schaurigen Laut warf sich das Monster vor, wollte Haskell packen, doch in diesem Moment hatten die Flammen ihr Ziel erreicht.

Bevor sich die Pranken um Haskells Hals legen konnten, brach das Monster zusammen. Zuckend fiel es zu Boden und verendete. Zurück blieb nur Staub. Die Flammen flackerten noch einmal auf und sanken dann zusammen.

Clark Haskell schluchzte vor Erleichterung. Er wischte sich über das schweißnasse Gesicht. Er war viel zu nervös, um sich die Frage zu

stellen, wie es gekommen war, daß die Monster plötzlich in hellen Flammen gestanden hatten.

Haskell wankte hinter den Tresen. Drei volle Flaschen standen noch auf dem Regal. Haskell griff sich die erstbeste, öffnete sie und trank direkt aus der Flasche. Wie kochende Lava rann der Whisky durch seine Kehle. Ein paar Tropfen liefen auch über sein Kinn, rannten am Hals entlang und versickerten im Hemd.

Als Haskell die Flasche schließlich absetzte, war sie fast halbleer.

»Danke, daß Sie mir auch noch einen Schluck zurückgelassen haben«, sagte plötzlich eine Männerstimme in seinem Rücken.

Haskell wirbelte herum.

In der offenen Tür, die nach hinten in die Wohnräume führte, stand der Gefangene.

John Sinclair!

Die große Leinenjacke war an seiner Schulter aufgerissen. Das Gesicht war schmutzig vom Qualm und Dreck. Aber in den Augen des Mannes stand eine solche Entschlossenheit, daß dem Wirt plötzlich Zweifel daran kamen, hier einen normalen Gefangenen vor sich zu haben.

»Waren Sie das, Sinclair!«

»Was?« fragte John.

Der Wirt rülpste. »Ich meine, haben Sie die Monster in Brand gesteckt?«

»Ja, schließlich wollte ich nicht eines von ihnen werden.«

Der Wirt lachte und griff wieder nach der Flasche. »O ja, das haben Sie verdammt gut geschafft. Nur frage ich mich, ob sich das für Sie lohnt. Fünfzehn Jahre Zuchthaus…«

»Es wird kein Zuchthaus mehr geben«, erwiderte John.

»Wieso?« Haskells Augen verengten sich zu Schlitzen »Ich heiße zwar Sinclair«, sagte der Geister-Jäger, »aber ich habe noch nie in meinem Leben eine Frau umgebracht. Im Gegenteil, ich stehe auf der anderen Seite des Gesetzes. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard, und mein Auftrag lautet, das Verschwinden der drei Gefangenen zu klären.«

»Verdammt«, zischte der Wirt. Sein Gesicht nahm einen hilflosen Ausdruck an, von dem John sich tauschen ließ.

»Ja dann«, meinte Haskell, hob die Flasche und tat, als wolle er noch einen Schluck nehmen.

Doch urplötzlich schleuderte er die Flasche aus dem Handgelenk heraus auf John Sinclair.

Der Geister-Jäger reagierte zu spät. Er konnte zwar noch den Kopf einziehen, aber trotzdem streifte ihn die Flasche an der Schläfe.

Sekundenlang sah John farbige Sterne und Ringe vor seinen Augen aufplatzen. Für einen Moment mußte er sich an der Theke festhalten, und als er wieder einigermaßen fit war, hatte der Wirt bereits die Tür

aufgerissen und rannte nach draußen.
John Sinclair nahm die Verfolgung auf!

***

Clark Haskell hatte einen guten Vorsprung. Trotz seiner breiten Gestalt war er geschmeidig und wendig wie ein Gepard. Als John Sinclair die Tür aufriß und nach draußen stürmte, sah er den Mann soeben um die Ecke des Hauses verschwinden.
Der Wirt wollte an die Rückseite des Hauses gelangen. Dort konnte er mit dem Boot entkommen. Und – was von einem unschätzbaren Vorteil war – der Mann kannte den Sumpf genau.
Da sah John Sinclair die Honda!
Mit einem Sprung saß der Oberinspektor im Sattel, startete die schwere Maschine und brauste los.
Zu Fuß hätte er den Wirt kaum eingeholt, aber mit dem Motorrad war er wesentlich schneller, auch auf der weichen Wiese, die hinter dem Haus begann.
Die Honda röhrte wie ein urwelthaftes Tier. John machte sich flach und hatte wenige Sekunden nach dem Start schon die Hausecke erreicht und ging wie ein Rennfahrer in die Kurve.
Dreck und Lehm spritzten unter den Rädern weg, doch John Sinclair blieb im Sattel, die Maschine kippte nicht um.
Und John sah den verbrecherischen Wirt rennen. Er lief schnurstracks auf das Boot zu.
Na warte, Junge, dachte der Oberinspektor. Diese Suppe werde ich dir versalzen.
Auch Haskell hatte das Dröhnen des Motors gehört. Im Laufen wandte er den Kopf, sah die Maschine herangebraust kommen und beschleunigte seine Schritte.
Er rannte, was seine Beine hergaben – und hatte dazu noch Glück Haskell erreichte den Steg noch vor John Sinclair.
John brauste heran. Er bremste, sprang dann aus dem Sattel, stellte den Motor ab und spurtete hinter Clark Haskell her.
John sah nicht mehr, daß sich die Honda langsam zur Seite neigte und auf der Wiese liegenblieb.
Die Sohlen des Geister-Jägers hämmerten über das Holz des Stegs.
Der Wirt hatte bereits sein Boot erreicht und auch schon abgelegt.
Er sprang in den Kahn.
Zwanzig Yards trennten John von seinem Gegner.
Haskell griff nach der Ruderstange, tauchte sie in das dunkelgrün schimmernde Wasser.
Das Boot machte Fahrt. Langsam nur.
John konnte Haskells Gesicht sehen. Angst, Haß und Enttäuschung spiegelten sich darin. Vor Anstrengung traten bei Haskell die

Schläfenadern dick hervor.

John rannte, was seine Beine hergaben. Und er hatte auch unverschämtes Glück, daß er auf den nassen Planken nicht ausrutschte.

Dann sah er das Ende des Stegs vor sich.

Über zwei Yards war Haskell schon weg.

John Sinclair konnte nicht mehr bremsen. Er wäre unweigerlich ausgerutscht und in das flache, aber tückische Sumpfwasser gefallen.

Der Geister-Jäger setzte alles auf eine Karte.

Dicht vor dem Rand des schmalen Stegs stieß er sich ab. Während er durch die Luft flog, sah er Haskells verzerrtes, vor Entsetzen gezeichnetes Gesicht.

Dann prallten die beiden Männer zusammen.

John hatte beide Arme ausgestreckt. Haskell wurde von seinen Fäusten an der Brust getroffen und zurückgeschleudert.

Das kleine Boot schwankte wie bei einem hohen Seegang. Haskell wurde von der Wucht des Aufpralls über Bord katapultiert. Sein Schrei erstickte, als er mit dem Kopf unter Wasser kam. Aber auch John Sinclair klatschte in die Brühe.

Er wurde über Haskell hinweggeschleudert, versuchte Grund zu ertasten und sank sofort mit beiden Beinen ein.

John tauchte auf. Das Wasser reichte ihm bis zu den Hüften. Aber mit jeder Sekunde, die verging, sackte er tiefer ein.

Haskell ging es nicht anders. Er war kleiner als John, und ihm reichte das Wasser bis zur Brust.

Der Wirt schrie.

»Du Hund!« brüllte er. »Wir werden beide verrecken. Wir werden…«

John wollte nach ihm greifen, doch der Wirt schlug seine Hand zur Seite. Durch diese heftige Bewegung wurde er wieder ein Stück in den Sumpf eingezogen.

»Bleiben Sie ruhig stehen!« rief John.

»Ich werde versuchen, uns hier rauszuholen!«

»Um mich dann in den Knast zu bringen, wie?« Haskell schüttelte wild den Kopf. Die nassen Haare flogen ihm um die Ohren. Er bekam die auf dem Wasser schwimmende Ruderstange zu packen, hob sie hoch und versuchte damit nach John Sinclair zu schlagen.

Er traf den Geister-Jäger an der Schulter. Es war ein kraftloser Schlag gewesen, und als der Wirt zum zweitenmal ausholte, bekam John die Stange zu packen.

Mit einem Ruck versuchte er sie dem Wirt aus der Hand zu reißen, doch Haskell hielt fest, wurde aber nach vorn gerissen, paßte nicht auf und geriet unter Wasser. John hielt die Stange nur noch mit einer Hand, mit der anderen suchte er nach Haskells Haarschopf, bekam ihn auch zu fassen und wollte den Wirt hochziehen.

Da umklammerten ihn zwei Arme. Der Wirt hatte es geschafft und war unter Wasser an John herangekommen. Es war ein hinterhältiger Angriff. Haskell wollte John hochheben und dann unter Wasser drücken.

Doch der Sumpf hielt Sinclair fest.

Haskell schaffte es nicht. Er heulte vor Wut auf und versuchte John den Kopf vor die Brust zu rammen.

Der Geister-Jager schlug mit der linken Hand nach Haskells Schläfe.

Der Wirt zuckte zusammen. John setzte augenblicklich einen zweiten Schlag hinterher. Diesmal hatte er all seine Kraft mit hineingelegt.

Er traf Haskell genau auf den Punkt. Wie ein nasser Sack trudelte der Wirt weg. Johns Schlag hatte ihn ins Reich der Träume geschickt.

Aber noch war die Gefahr nicht gebannt. Der Sumpf wollte seine beiden Opfer behalten, koste es, was es wolle.

John war durch den heftigen Kampf tiefer mit den Beinen in die Schlammbrühe gesackt. Das Wasser schwappte ihm bis zur Brust.

Dazu kam noch, daß er den bewußtlosen Haskell halten mußte. Eine höllische Situation.

John streckte den rechten Arm aus und konnte den Rand des Bootes berühren, der Steg aber war zu weit entfernt.

Ein wahnwitziger Plan reifte in dem Geister-Jäger. Aus eigener Kraft konnte er kaum diesem tödlichen Moor entrinnen. Er selbst hatte sich in diese Lage hineinmanövriert.

Aber da war noch das Boot, und in dem Kahn lag ein Tau. Es konnte die Rettung bedeuten.

John zog das Boot dicht an sich heran. Er bewegte sich möglichst wenig. Mit der rechten Hand angelte er das Tau aus dem Kahn. Jetzt mußte er Haskell loslassen, denn er benötigte beide Hände, um eine Schlinge zu knüpfen.

John ließ den Wirt aus seinem Griff rutschen. Haskell verschwand mit dem Gesicht unter Wasser.

John konnte ihm in den nächsten Sekunden nicht helfen. Fieberhaft knüpfte er die Schlinge. Er legte den Knoten *so* an, daß er sich auf einen Ruck hin zusammenzog, und den Gegenstand, um den die Schlinge geworfen war, fest umschloß.

John hatte die Schlinge fertig und konnte sich wieder um Haskell kümmern.

Er hob den Kopf des Mannes aus dem schlammigen Wasser, und in diesem Augenblick erwachte der Wirt aus seiner kurzen Bewußtlosigkeit.

Er keuchte und spuckte.

»Nicht bewegen!« schrie John, doch Haskell dachte nicht im Traum daran.

Er sah den Geister-Jäger, schlug mit beiden Armen nach John,

rutschte jedoch ab und verschwand unter Wasser. Mit dem Kopf zuerst glitt er unter den Kiel des Boots. John wollte noch nachgreifen, den Mann festhalten, doch er schaffte es nicht mehr. Der Sumpf war stärker.

Wahrscheinlich hatte es Haskell auch vorgezogen, freiwillig diesen Tod zu wählen.

John Sinclair biß die Zähne zusammen. Er durfte jetzt nicht an den Wirt denken, sondern mußte sich um seine eigene Rettung kümmern.

Dicht am Ufer standen einige Busche, die ziemlich fest im Boden verwurzelt zu sein schienen.

Etwas mehr als zwanzig Yards betrug die Entfernung.

Das mußte zu schaffen sein.

John Sinclair hob beide Arme über den Kopf, drehte sie und warf dann die Schlinge.

Das Tau wirbelte durch die Luft – und senkte sich über dem Gebüsch zu Boden.

John zog. Die Schlinge schloß sich um die Aste des Buschs.

Teil eins der Aufgabe war geschafft. Jetzt begann eine mörderische Schinderei, ein Kampf Mensch gegen Natur.

Zoll für Zoll hangelte sich John Sinclair an dem Tau voran. Der tückische Schlamm zog an seinem Körper, wollte das schon sicher geglaubte Opfer nicht loslassen.

John Sinclair mobilisierte all seine Kräfte. Die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten, und der Geister-Jäger schaffte es tatsächlich, dem Sumpf zu entkommen.

Völlig erschöpft lag er auf dem sicheren trockenen Boden. Das Blut rauschte in den Ohren, und sein Herz hämmerte überlaut. Erst nach fast einer halben Stunde stand John Sinclair auf. Mit puddingweichen Knien ging er zurück in das Gasthaus. Er hatte noch einiges zu erledigen.

***

Wenig später wimmelte es im Dartmoor Inn von Polizeibeamten Johns Identität war geklärt, und er sprach soeben einen ersten Bericht auf einen kleinen Kassetten-Recorder.

Die Beamten stellten das Haus auf den Kopf. Sie durchsuchten jeden Winkel und fanden auch die Kiste mit den alten Büchern. John Sinclair kümmerte sich persönlich darum.

Als er das Buch mit dem stilisierten Teufelskopf in der Hand hielt, wußte er Bescheid. Er sah nicht zum erstenmal ein magisches Buch und wußte um die Gefahren, die es in sich barg.

John nahm das Buch und ging nach draußen. Hinter dem Haus fand er die geeignete Stelle.

Er legte das Buch auf den Boden und zündete es an.

Es brannte wie Zunder. Zufrieden sah John, wie das Feuer immer neue Nahrung fand.

Aber er hatte noch einen Zuschauer. Ein junger Mann stand plötzlich neben ihm.

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte der Fremde, »ich bin Doktor Murdock. Ich war beim Yard, und…«

John lachte »Ja, ich weiß schon. Durch Sie sind wir überhaupt erst auf diesen Fall gestoßen worden.«

Doktor Murdock knetete seine Hände. Dann meinte er »Eigentlich wollte ich mich nur entschuldigen. Ich habe schon angenommen, daß Sie mich nicht für voll genommen haben. Denn es geschah nichts.«

John lächelte »Ihnen ist kein Vorwurf zu machen, Doktor. Aber merken Sie sich für die Zukunft. Es wird zwar viel auf die Polizei geschimpft, aber geschlafen haben wir noch nie.«

ENDE

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 160 »Die Totenkopf-Gang«